

Die germanische Grabstätte in Rauenthal.

Eine ausführliche Beschreibung der im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckten Grabstätte gab 1804 Dr. med. K. A. Kortum in Bochum. Da dieselbe im Buchhandel nicht mehr zu haben ist, so möge sie ihres reichhaltigen und interessanten Inhalts wegen hier mitgetheilt werden.

Beschreibung einer germanischen Grabstätte.

Vorrede.

Die uralte germanische Grabstätte, von welcher die gegenwärtige kleine Schrift handelt, verdiente eine genaue Beschreibung. Mir ist nicht bekannt, daß jemals in dieser Gegend, welche die Sicamberer und Bructerer bewohnt haben, solche gefunden sind, obgleich nicht daran gezweifelt werden kann, daß deren mehrere in der Provinz verborgen sind. Vielleicht gibt diese Schrift Gelegenheit und Aufmunterung, daß man künftig mehr darauf achten werde, als bisher geschehen ist; weswegen ich denn auch das nöthige Charakteristische altdeutscher und römischer Gräber mit habe einfließen lassen. Daß überhaupt durch die in alten deutschen Gräbern gefundenen Sachen manches Stück der Geschichte und Lebensweise der ältern Germanen aufgeklärt werden könne, bedarf keines Beweises.

Das Königl. Preuß. Oberbergamt läßt die durch ungünstige Witterung unterbrochen gewesene Untersuchung des Ruhenthal's jetzt mit allem Eifer fortsetzen, und schon sind, seitdem ich diese Schrift dem Drucke übergab, verschiedene sonderbare unterirdische Ruinen und mehrere Urnen nebst andern Alterthümern entdeckt, welche eine künftige Beschreibung ebenfalls verdienen.

I.

Geschichte und Entdeckung der Grabstätte.

In dem zur Grafschaft Mark gehörigen Freigerichte Bruch befindet sich, nordwärts der Ruhr, 1 $\frac{1}{2}$ Stunden von Bochum, zwischen dem Rittersitze und Kirchdorfe Weitmar und der Stadt Hattingen, ein großes Thal. Einen Theil desselben nehmen sehr schöne Viehweiden ein. Dem ganzen Thale fließt der Ruhrstrom nahe vorbei. Jenseits des Stromes liegt, fast gerade gegenüber, das alte Schloß Bruch oder Bruck. Von den andern Seiten her wird dieses Thal von Bergen und Gehölz umschränkt. Man nennt es das Ruhenthal, Ruenthal oder Rauenthal. Es ist seit mehreren Jahren zu einer Niederlage der Kohlen, welche auf dem Ruhrstrome in kleinen Schiffen hinabgeführt werden, gebraucht; denn in der Nähe desselben sind viele Kohlenbergwerke. Nur einige wenige kleine Häuser sind im Thale und ein Stahlhammer, welcher von einem kleinen Bache getrieben wird, der vom Dorfe Linden herkommt und in die Ruhr sich ergießt. Die Ruhr fließt, wegen der Flachheit des Bodens, hier langsam, tritt aber bei lange anhaltendem Regen oft aus und überschwemmt einen Theil des Thals. Die Erde desselben ist fettig. Das Thal hat, besonders im Herbst und Winter, wenn die Wiesen und Viehweiden ihr Gras und die Bäume ihr Laub verloren haben, etwas schauerlich Romanantisches. Aus dem fetten Boden und den daselbst aufgethürmten Kohlenhaufen entwickeln sich viele Dünste, welche mehrmals als Irrwische erscheinen. Der in dieser Provinz noch herrschende Aberglaube hat auch zuweilen den Wanderer, zur Abend- und Nachtzeit, hier Gespenster sehen und Vorgesichten hören lassen, um so mehr, da eine alte, nicht unwahrscheinliche Sage versichert, daß in diesem Thale in alten Zeiten der deutsche Göze Crodo verehrt worden sei; auch weil sich noch sehr viele Spuren eines zerstörten Schlosses, dessen Ruinen sich bis in die Ruhr erstrecken und bei kleinem Wasser sichtbar werden, hier befinden. Das gedachte Schloß soll vom Geschlechte der von Hardenberg erbaut und von den Grafen von der Mark im Jahre 1287 zerstört sein; die Herren, welche es bewohnten, sollen sich von Ruenthal genannt haben, ihr Geschlecht ist aber ausgestorben.

II.

Anfangs October 1803 waren einige Arbeiter mit der Anlegung einer Mauer zur Beschützung der Kohlenmiederlage gegen die Gewalt des Ruhrwassers daselbst beschäftigt. Als sie etwa 5 Fuß tief in die Erde gegraben hatten, um den Grund zu legen, trafen sie zuerst auf eine dicke und feste Mauer, und neben derselben fanden sie noch eine. Sie gruben ungefähr 4 Fuß im Viereck und räumten die zwischen beiden Mauern liegende fette Erde fort. Als sie noch einige Fuß tiefer gegraben hatten, fanden sie etliche thönerne Krüge und zwischen und unter denselben mehrere Ziegelsteine, auch einige Dachschiefer. Einen einzigen Krug brachten sie ganz, von den andern aber nur die Scherben heraus. Mehrere Stücke von verrostetem Eisen in mancherlei Form lagen auch dabei; sowie viele große und kleine Knochenstücke, auch Holzkohlen und ein sogenannter Donnerkeil. Der ganz gebliebene Krug war mit einer sehr schmierichten Erde, worunter Knochen und Holzkohlen gemischt waren, angefüllt, und er hatte einen Deckel von Schiefer. Zwischen den Scherben der übrigen Krüge fand sich eben dasselbe. Die Arbeiter, welche sich von dem, was sie gefunden hatten, keinen Begriff machen konnten, wollten alles an Ort und Stelle liegen lassen. Einer von ihnen nahm aber doch den Krug nebst dem Donnerkeile und einigen Knochen und Eisenstücken des Abends mit nach Hause. Er wohnte in Weitmar, und weil er mit dem Prediger daselbst, Herrn Petersen, bekannt war, so gab er demselben alles und erzählte, wo und wie es gefunden sei. Gedachter Prediger, ein Mann von Kenntnissen auch jenseits des theologischen Faches, urtheilte gleich, daß im Ruhenthal eine alte Grabstätte und der thönerne Krug eine Urne sein müsse. Er nahm die Stätte in Augenschein, rettete von den verworfenen Sachen und Nesten des Alterthums, was er konnte, und als einer meiner besten Freunde sandte er mir alles als Geschenk zu und theilte mir mündlich seine Bemerkungen über das Lokale mit.

III.

Die Ansicht der ganz erhaltenen Urne, sowie der Scherben der übrigen, nebst der andern dabei gefundenen Sachen überzeugten mich sofort, daß sie nicht römischer, sondern germanischer

Abkunft seien und der Platz, wo sie gefunden waren, für eine uralte deutsche Grabstätte gehalten werden müsse, welche eine genauere Untersuchung verdiene; um desto mehr, da in dieser Provinz ein solcher Fund eine der größten Seltenheiten ist. Das erste war, daß ich die Arbeiter ersuchen ließ, das offene Loch nicht zuzuwerfen, sondern frei zu lassen und mit dem Bau der Mauer um die Kohlenniederlage einige Zeit einzuhalten. Dafür hatte aber der Herr Prediger Petersen schon von selbst gesorgt und dabei empfohlen, daß, wenn ja der Bau der Mauer nicht aufgehalten werden könnte, man doch ein deutliches Merkzeichen daran machen sollte, um genau die Stelle wiederfinden zu können, wo die Aschenkrüge gestanden. Hierauf gab ich gleich dem königlichen Oberbergamt in Wetter, in einer besonderen Vorstellung, wozu ich die Abzeichnung der Urne, des Donnerkeils und einiger Eisenstücke fügte, von jener Entdeckung Nachricht, legte auch eine Situationskarte bei, so weit mir das Deriliche bekannt war. Ich theilte meine Vermuthung zugleich mit, daß die Grabstätte wohl recht sehr alt sei und sich daselbst mehrere Urnen, sowie auch andere Sachen, z. B. Steine mit Inschriften und dergl. finden lassen müßten, welche ihren uralten germanischen Ursprung beweisen würden. Die Stellen im gedachten Thale, wo wahrscheinlich noch mehrere Grabstätten anzutreffen wären, waren zugleich in der Zeichnung bemerkt. Dem Oberbergamte stellte ich es übrigens anheim, ob es nicht der Mühe werth gehalten würde, durch geschickte und vorsichtige Arbeiter eine genaue Untersuchung zu verfügen, um die etwaigen vergrabenen Alterthümer zu Tage zu fördern. Ich erbot mich endlich auch zur Beschreibung und Erklärung desjenigen, was gefunden wäre und noch gefunden würde.

IV.

Meine Vorstellung wurde nicht allein mit allem Beifall aufgenommen, sondern auch gleich eine Summe Geldes zur Bestreitung der Arbeitskosten ausgesetzt und dem Herrn Bürgermeister Wünneberg, wohnhaft in Blankenstein, nahe beim Ruhenthal, der Auftrag ertheilt, durch eiliche geschickte Bergleute zuerst die Stätte, wo die Urnen gefunden waren, weiter nach- und ausgraben zu lassen, alsdann auch anderwärts im Thale diese Arbeit fortzusetzen, alles Gefundene aber, es scheine auch noch so unbeträchtlich, verwahrlich aufzuheben. Gedachter

Herr Bürgermeister Wünneberg nahm sich sofort mit desto größerem Eifer der Sache an, da er selbst ein großer Kenner und Liebhaber der Alterthümer ist, und nach mit mir genommener Absprache ließ er die Untersuchung unter seiner eigenen Aufsicht anfangen. Ungefähr am Ende Octobers benachrichtigte er mich schriftlich, daß nicht allein die erstentdeckte Grabstätte bis auf den Grund durchsucht wäre, sondern man auch hinter derselben einen andern ähnlichen verschütteten Gang zwischen zwei Mauern angetroffen, und nicht allein mehrere Urnen, sondern auch, nebst verschiedenen andern Sachen, besonders einen Stein mit eingehauenen Charakteren gefunden habe, welche man nicht lesen könne. Ich begab mich des andern Tags an Ort und Stelle, um alles in Augenschein zu nehmen, und besah die offene Grabstätte nebst dem andern gefundenen Gange, sowie auch die übrigen Sachen, welche in einer verschlossenen Kiste aufbewahrt waren.

V.

Die Königliche Kriegs- und Domainenkammer in Hamm, welche die Entdeckung dieser, in unserer Provinz seltenen Erscheinung erfahren hatte, hielt solche ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth und verlangte einen Bericht davon, welchen ich auch, so gut und vollständig, als noch zur Zeit möglich war, eingab. Das bald darauf einfallende Regenwetter war Schuld, daß man die fernere Nachgrabung und Untersuchung einstellen und bis zur günstigeren Zeit aufschieben mußte. Was aber bisher in der Grabstätte gefunden wurde, ist folgendes:

- 1) Eine ganz unverlezt erhaltene Urne.
- 2) Viele Scherben von mehreren Urnen, wovon eine vorzüglich groß gewesen sein muß.
- 3) Viele Ziegelsteine und Platten von Schiefer.
- 4) Seifenhafte Fettklumpen in den Urnen.
- 5) Holzkohlen.
- 6) Knochen von Pferden und
- 7) Knochen von Menschen, welche größtentheils verbrannt waren.
- 8) Viele verrostete Eisenstücke von alten Waffen und Pferdegeschirr.
- 9) Eine kleine zerbröckelte Schale von Silber; vermuthlich eine Opferschale.

- 10) Ein sogenannter Donnerkeil; eigentlich ein steinernes Opfermesser.
- 11) Ein Stein, wie eine Zunge gestaltet; vermuthlich ein Schleifstein.
- 12) Ein dicker Feuerstein.
- 13) Ein plattrunder steinerner Knopf mit einem Loche; ohne Zweifel ein Wirbel zum Garnspinnen.
- 14) Ein kleiner eiserner Knopf, welcher vermuthlich als Hals- oder Ohrgehänge gedient hat.
- 15) Zwei versteinerte Fischzähne, nebst einem andern zahnförmigen Stifte. Sie scheinen statt der Hefnadel gebraucht zu sein.
- 16) Ein zimmerner Haarspieß.
- 17) Etwas von einem weißen Pulver. Es scheint, daß es Perlenkalk ist.
- 18) Ein kleines Stück, welches einem Hörnlein ähnlich und vermuthlich eine Krallen von einer Bären- oder Wolfstake ist.
- 19) Ein mit fremden Charakteren bezeichneter großer Stein; sie sind altrunische Buchstaben*).

VI.

Es sind zwar über der Grabstätte nahe bei der Erdoberfläche und in der Gegend derselben noch einige Stücke gefunden, z. B. große verrostete Thürangeln und dergl. Diese sind aber Ueberbleibsel von dem hier selbst gestandenen, durch die Grafen von der Mark zerstörten Schlosse, dessen unter I. erwähnt ist, und sie haben mit den tiefer in der Erde und der Grabstätte selbst gefundenen keine Gemeinschaft. Wenn aber, wie ich nicht zweifle, bei weiterer Nachsuchung noch mehrere wirkliche Leichenalterthümer entdeckt werden: so wird die Nachricht und Beschreibung davon in einer besonderen Schrift künftig ebenfalls von mir mitgetheilt werden.

VII.

Allgemeine Bemerkung über die ruhenthälische Grabstätte.

Daß die im Ruhenthale gefundene ausgemauerte Stätte ein wirkliches Grab sei, und daß solches nicht Ueberbleibsel von Leichen, welche im eigentlichen Verstande begraben worden,

*) Vergl. Tafel I und II.

sondern solche enthalten habe, welche verbrannt waren, dieses ist gewiß. Ebenso gewiß ist es, daß dieses Grab nur eines von beiden, nämlich entweder ein altrömisches, oder ein altgermanisches sein könne. Ich werde mich bemühen, zu beweisen, daß es eins der letztern Art sei, und deswegen zuerst etwas vom Verbrennen der Leichen überhaupt sagen, alsdann kürzlich die Leichengebräuche der Römer erzählen und sowohl die Sitten der alten Deutschen überhaupt, als besonders die Weise schildern, wie sie ihre Todten zur Erde bestattet haben. Die Vergleichung der Leichengebräuche beider Völker wird dann, wenn andere Beweisgründe mit zu Hülfe genommen werden, zeigen, daß die Grabstätte unbezweifelt eine germanische, auch von welchem alten deutschen Volksstamme, und zu welcher Zeit sie angelegt sei. Zuletzt werde ich eine genaue Beschreibung der Grabstätte selbst und der sämtlichen darin gefundenen Alterthümer, nebst einer befriedigenden Erklärung derselben mittheilen.

VIII.

Das Verbrennen der Todten

war schon bei den ältesten Griechen (obgleich nicht allgemein, denn sie begruben auch wohl ihre Leichen im eigentlichen Verstande) üblich. Einige leiten diesen Gebrauch von dem Herkules her, welcher den Argens, der in einer Schlacht umgekommen war, verbrennen ließ und dessen Asche und Knochenreste er dem Vater des letzteren sandte. Wenigstens erhellel aus dem Thucydides, Lucian, Silius Italicus und andern alten Schriftstellern, daß schon die gedachten Griechen in den ältesten Zeiten, sogar zur Zeit des trojanischen Krieges, ihre Leichen verbrannt haben. Sie zogen dieses dem Begraben darum vor, weil sie glaubten, es würde auf diese Weise die Seele von den Unreinigkeiten des Körpers am sichersten befreit und zu ihrem Urwesen zurückgebracht ¹⁾, auch daß Gott die Seele durch den gerade aufsteigenden Rauch zu sich zöge ²⁾.

IX.

Die Römer ahmten diesen Gebrauch nach, jedoch nicht eher, als nach den Zeiten des Sylla ³⁾; denn vorher zog man das

¹⁾ Kirchmann de funeribus Roman. L. I. C. I.; Nettelblatt theses de variis mortuos sepeliendi modis.

²⁾ Keisler in antiquitat. pag. 115.

³⁾ Plinius L. VII. C. LIV.

Begraben dem Verbrennen vor. Gedachter Sylla mißhandelte die Leiche des C. Marius; um solche Verletzung der Todten und zugleich das Auscharren und Zerreißen derselben von Thieren zu verhüten, befahl der Patrizier Cornelius zuerst unter den republikanischen Römern, seinen Körper nach dem Tode zu verbrennen¹⁾. Jedoch findet man auch frühere Beispiele von Verbrennung der Leichen²⁾.

X.

Die Gallier und Deutschen verbrannten gleichfalls ihre Todten³⁾.

Daß sie diesen Gebrauch von den Römern gelernt haben sollten, ist nicht wahrscheinlich. Er scheint älter zu sein als die Zeit, da sie mit den Römern Umgang bekamen, und ihr Haß gegen diese war zu groß, als daß sie wichtige Gebräuche und Sitten von ihnen sollten angenommen haben. Von den Scythen, mit welchen die Deutschen verwandt waren und viele Gebräuche gemein hatten, ja, von welchen sie abstammten, wie in der Folge gezeigt werden soll, haben sie das Verbrennen der Leichen auch nicht gelernt; denn die Scythen verbrannten ihre Todten nicht, sondern fraßen sie auf⁴⁾ oder hingen sie an die Bäume⁵⁾. Von den Aegyptern konnten sie diesen Gebrauch auch nicht haben, denn diese balsamirten und begruben ihre Leichen und verabscheuten das Verbrennen⁶⁾. Ebenso wenig stammt dieser Gebrauch von den Juden, denn diese beerdigten ihre Leichen im eigentlichen Verstande, wie bekannt ist. Es müssen also die Gallier und Germanen den Gebrauch des Leichenverbrennens anders woher, vermuthlich früher als die Römer, wahrscheinlich von den Griechen angenommen haben, deren Buchstaben sie sich auch bedienten⁷⁾ und welche eine Pflanzstadt in Marseille angelegt hatten⁸⁾.

¹⁾ Cicero L. II. de legibus.

²⁾ Virgil Aeneid. L. XI.; Ovid Fast. L. VI.

³⁾ Julius Caesar de bello gall. L. VI; Tacitus de moribus German. § 8.

⁴⁾ Lucian *ὡς ἐν πένθῳ*; Tertullian. Apologet. C. IX.

⁵⁾ Statius L. XIII.

⁶⁾ Herodot. ex III. Musa. Laërtius in proœmino.

⁷⁾ Julius Caesar de bello gall. L. IV.

⁸⁾ Allgemeine Weltkist. 17. Theil, S. 46, Anmerkung Q.

XI.

Bei einigen indianischen Völkern, z. B. den Indostanern, Arrakanern und den Einwohnern des Königreichs Laos ist noch jetzt das Verbrennen der Leichen üblich¹⁾. Rumpf²⁾ versichert, daß man in Indien oft grüne und gelbe Töpfe aus der Erde grabe, welche er für Urnen hält; es muß folglich das Verbrennen der Leichen daselbst in ältern Zeiten schon gebräuchlich gewesen sein. In Mexiko pflegte man entweder die Todten zu begraben oder zu verbrennen, und man legte der Leiche allerlei Sachen³⁾ bei. Bei einigen Völkern von der Religion des Brama verbrennen sich sogar die Witwen mit ihren verstorbenen Männern noch jetzt⁴⁾.

XII.

Meines Erachtens nach ist das Verbrennen der Leichen so unvernünftig nicht, als man vielleicht glaubt. Unsere Leiber werden doch endlich in ihre Urstoffe aufgelöst. Ob diese Auflösung durch einen langsamen Verbrennungsprozeß, durch Fäulung geschehe, oder durch einen geschwinden des Holzfeuers, dieses wird doch wohl gleichgültig sein. Der Körper ist der unbeträchtlichste Theil des Ichs, und der Allmächtige, welcher dereinst uns mit verklärten Leibern, nach der Versicherung des Apostels Paulus⁵⁾, beglücken wird, kann ebenso leicht aus den Theilen, welche durch Wirkung des Feuers zerlegt oder zerstreut sind, einen reinen Körper zusammenfügen, als aus denjenigen, welche in der Erde zerlegt wurden.

XIII.

Im größten Theile von Europa hat das Verbrennen der Leichen seit der Zeit aufgehört, da die christliche Religion die Oberhand bekam. Nur im nördlichen Theile währte solcher Gebrauch noch lange nach Einführung des Christenthums fort; denn in Lethra fand man in den Aschenkrügen Münzen vom Kaiser Ludwig dem Frommen und den englischen Königen Knud

¹⁾ Deutsche Encyclopädie. 3. Bd. Tit. Begräbniß anderer Völker.

²⁾ Naritätenkammer S. 239.

³⁾ Neue Quartalschrift zum Unterricht und zur Unterhaltung. 3. Stück.

⁴⁾ Bruce. Nachrichten von seinen Reisen. 7. Buch.

⁵⁾ 1. Corinth. 15, 35. Phil. 3, 21 usw.

und Ethelred¹⁾. Zu den Zeiten des Kaisers Theodosius des jüngern war jener Gebrauch bei den Römern schon gänzlich abgeschafft²⁾, sowie die meisten andern heidnischen Gebräuche, wider welche, obgleich manche unschuldig und gleichgültig waren und ohne Nachtheil des Christenthums hätten beibehalten werden können, die damaligen Religionslehrer oder Kirchenväter sehr eiferten; wie man in ihren Schriften, besonders in den Tertullianischen lesen kann. Bei den Deutschen währte das Leichenverbrennen noch eine Zeit länger als bei den Römern; nämlich so lange, bis das Christenthum auch bei ihnen eingeführt war. Letztere³⁾ kostete viele Mühe, weil die alten Deutschen ihrem alten Gottesdienste, sowie andern alten Gebräuchen hartnäckig angingen. Kaiser Karl der Große trieb dieses Befehrungsgeschäft im achten Jahrhundert bekanntlich sehr eifrig, jedoch weniger durch seine geistlichen Apostel und Lehrer, als vielmehr und kräftiger durch seine gewaffneten Missionare, mit welchen er, das Schwert in der Faust, die Sachsen in den Schaffall Christi trieb, welche aber, sobald er mit seinem Heere abzog und sich anderswo beschäftigte, wiederum heraussprangen und zu ihren alten Götzen und Sitten zurückkehrten. Endlich gelang es ihm doch, die Sachsen unters Joch zu bringen, nachdem er ihren tapfern Herzog Wittekind gänzlich überwunden hatte. Er zerstörte die Götzenbilder, z. B. die Irmenensäule zu Heresburg, den Erdo bei Goslar, die Luna zu Lüneburg und mehrere andere³⁾. Er schickte auch eine ansehnliche Menge der Widerspenstigen als Kolonisten in andere Länder, stiftete dagegen, zur Befräftigung der Neubefehrten, mehrere Bisthümer, setzte auch Herren und Gewaltige ein, welche mit dem Stabe Wehe die Abtrünnigen in Ordnung halten und strafen mußten. Dieses ist der Ursprung der Grafen, Markgrafen usw. Einige Jahrhunderte nachher scheint das Behmgericht eingesetzt zu sein, welches hauptsächlich auch die vom christlichen Glauben Abgefallenen mit Strick und Dolch heimlich verfolgte. Denn obgleich viele deutsche Heiden der christlichen Religion aus bloßer Furcht öffentlich beitraten, so trieben doch manche ihre vorigen abgöttischen Gebräuche im Stillen und kamen zur nächtlichen Zeit, besonders an verborgenen Orten, zusammen. Die Sagen

¹⁾ Wormius Monument. danic. pag. 41—440.

²⁾ Macrobius L. VII. C. VII.]

³⁾ Schedius de Diis German. Syngramm. III.

von den Heldenversammlungen auf dem Blyberge haben sicherlich davon den Ursprung, weil sich daselbst, zu gewissen Zeiten, die heimlichen Heiden, sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts, einfanden und ihr Unwesen mit Opferfeuern, Tänzen und Schmäusen trieben. Bei Abschaffung des Heidenthums der Germanen, welche damals größtentheils den Namen der Sachsen führten, verbot auch Karl der Große das Verbrennen der Leichen bei Lebensstrafe¹⁾. Man kann also ganz zuverlässig annehmen, daß wenigstens von dieser Zeit des achten Jahrhunderts an das Verbrennen der Todten auch in unserer Gegend aufgehört habe, und daß, wenn etwa Aschentrüge hier selbst in Grabstätten angetroffen werden, solche wenigstens älter sein müssen als die Einführung des Christenthums in unserm Lande ist. Was jedoch die Ruhenthalsche Grabstätte betrifft, so werde ich nachher zeigen, daß solche in ein noch viel graueres Alter gehöre.

XIV.

Die Leichengebräuche der Griechen und Römer.

hatten viel Nührendes und noch jetzt für uns Lehrreiches. Es ging sehr feierlich zu, wenn sie ihre Todten der Mutter Erde wiedergaben. Todte Kinder, welche noch nicht gezahnt hatten, wurden nicht verbrannt, sondern bloß begraben²⁾. Auch die vom Blitz Getödteten begrub man an Ort und Stelle, wo sie erschlagen waren, ohne Verbrennung und andere Weitläufigkeit³⁾; aber bei ihren andern Leichen war meistens das Ceremoniell kürzlich folgendes.

XV.

Wenn der Mensch verschieden war, so nahm man die Leiche auf den Schooß, küßte sie, drückte ihr die Augen zu, welche man doch auf dem Scheiterhaufen wieder offen machte, und legte sie auf ein Paradebett. Die Siegelringe wurden abgezogen, aber diese gab man doch nachher dem Verbrannten mit in die Erde. Die Leiche wurde gewaschen, mit Balsam und gewürzhaften Salben geschmiert und mit festlichen Klei-

¹⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 110. Woche.

²⁾ Plinius L. VII. C. XVI.

³⁾ Plinius L. II. C. LIV.

dern, meistens von weißer Farbe, gekleidet, ihr auch eine ehrbare Stellung im Tode gegeben. Man setzte ihr Kränze und Kronen auf, auch das Paradebett und selbst nachher der Scheiterhaufen wurde mit Kränzen und Blumen geziert. Die Leiche stand frei im Vorhause, und zwar nahe an der Thür, nach welcher die Füße hingekehrt waren. Daß man eine Wache dabei gestellt habe, um alle Beschädigung derselben abzuwehren, versteht sich von selbst. Die Beistehenden schrieten oft laut, um den vielleicht Scheintodten wieder ins Leben zurückzubringen. Dieses laute Schreien wurde sogar kurz vor der Verbrennung wiederholt. Das Sterbehaus wurde mit einem davorgesteckten Zweig von Cyressen oder Fichten bezeichnet.

XVI.

Sieben Tage behielt man, zwar nicht immer, aber doch gewöhnlich, die Leiche im Hause, und am achten brachte man sie erst zum Scheiterhaufen, um sowohl während dieser Zeit alle Anstalten herrichten zu können, als auch das Lebendigverbrennen zu verhüten; denn man hatte Beispiele, daß vermeintliche Todte noch auf dem Scheiterhaufen wieder ins Leben zurückgekehrt sind. Ein Ausrufer kündigte öffentlich den Tod des Bürgers oder der Bürgerin an und lud zur Begleitung der Leiche ein. Das Heraustragen derselben geschah meistens zur Nachtzeit beim Fackel- oder Wachslichterschein oder in der Morgendämmerung. Voraus gingen Pfeifer, Trompeter und Sänger, besonders Klageweiber, welche gedungen waren, zu heulen und Lieder zu Ehre des Verstorbenen abzusingen. Zuweilen wurden auch Possenreißer und Tänzer zur Begleitung mitgenommen. Dann folgten die Freigelassenen und Knechte. Bilder der Götter und Vorfahren, auch Siegeszeichen wurden nach Gebühr gleichfalls vorangetragen. Die Leiche selbst trugen gewöhnlich die nächsten Erben auf einer Bahre auf ihren entblößten Schultern *). Der Träger waren 6, 8 oder mehrere, zuweilen aber nur 4, wenn die Leiche vom geringen Stande war. War das Angesicht des Erblassers nicht sehr entstellt, so ließ man es bloß, sonst bedeckte man die ganze Leiche mit einem Tuche. Zuweilen schminkte man das Gesicht

*) Horat. L. II. Satyr. V.

der todten Weiber und Mädchen. Die Begleitung war meistens zahlreich, denn nicht allein Verwandte und Freunde beiderlei Geschlechts gingen mit, sondern auch viele aus dem Volke. Priester gingen nicht mit, als höchstens etwa im außerordentlichen Falle, wie z. B. bei der Leiche des Königs Numa nach Plutarchs Versicherung. Arme Leichen hatten wenige Begleiter. Man hielt es sogar für nicht reputirlich, unbekannte Leichen zu begleiten, ja, es war solches sogar durch Gesetze verboten *). Vornehmen Leichen folgten ihre Reit- und Wagenpferde. Laut wurde geklagt, und viele Thränen wurden nicht allein vor dem Austragen, sondern auch bei der Begleitung der Leiche vergossen. Man sammelte die Thränen in besonderen Gefäßen, gewöhnlich von Glas, und diese gab man den Leichen mit ins Grab. Man findet solche Thränengefäße oder Thränengläser oft bei den römischen Urnen. Die trauernden Begleiter, besonders die Weiber, zerkrakten sich mit ihren Nägeln die Brüste und das Gesicht, obgleich solches durch Gesetze verboten war **). Einige Leidtragende stießen aus Ungeduld Klagen und Schimpfworte gegen die Götter aus wegen des Verlustes ihrer Lieben. Sie vergriffen sich sogar an den Bildsäulen, Altären und Tempeln. Die Weiber ließen ihre Haare ungebunden um den Kopf hängen, rissen sie auch wohl aus oder streueten Staub und Asche darauf. Daß sie ihre Kleider zerrißen, versteht sich von selbst, denn das war schon eine uralte Sitte, auch bei den Morgenländern. Die Männer ließen in der größten Traurigkeit ihre Haare und Bärte wachsen und schmutzig werden. Manchmal mußten Haare und Bart es auf eine andere Weise mißgelen, nämlich sie schoren sie ab, sogar die Augenbrauen. Die abgeschorenen Haare opferten sie gleichsam dem Todten, legten solche auf seinen Körper oder auf sein Grab oder ließen es auf dem Scheiterhaufen mit verbrennen. Die Söhne des Todten verhüllten beim Leichenzuge ihre Gesichter, zogen auch wohl weibliche Kleider an; die Töchter aber gingen unverhüllt, da sie doch sonst verhüllt erschienen. Diese umgeänderte Kleidertracht war ein großes Zeichen der Trauer; darum legte man auch alle Zierrathen und prächtige Kleider ab und verwechselte sie mit schlechtern. Die Trauerkleider waren bei Männern immer

*) Cicero de legibus.

**) Cicero ibidem.

schwarz und von Wolle, bei den Weibern aber gewöhnlich weiß. Die Trauerzeit währte selten über ein Jahr. Das Trauerkleid der Weiber, solange die Leiche noch im Hause sich befand, war besonders zugeschnitten und wurde nachher mit dem lieben Todten verbrannt. Man brachte gewöhnlich die Leiche erst auf den Markt und hielt da auf sie eine Lobrede. Die nächsten Verwandten thaten solches, wenn sie aber dazu nicht geschickt waren, so wurde es anderen aufgetragen. Demnächst trug man die Leiche nach dem Platze ihrer Verbrennung oder Begrabung, und zwar außerhalb der Stadt, obgleich in den ältesten Zeiten die Römer auch wohl ihre Leichen in Häusern in der Stadt begruben.

XVII.

Man hatte Privat- und öffentliche Begräbnißplätze. Erstere konnte jeder auf seinem Grunde und Boden, wo er wollte, anlegen; doch wählte man gemeiniglich nahe Wege und Landstraßen dazu und kaufte den Platz, wenn man ihn nicht schon als Eigenthum hatte. Zuweilen wurde der Platz geschenkt oder auf einem öffentlichen, dazu bestimmten Grunde angewiesen. Die Armen hatten aus dem gemeinen Fond einen schlechten, die verdienstvollen Männer aber einen prächtigen Platz im Campo martio. Auch die Urnen wurden manchmal aus dem öffentlichen Schatze gegeben, nicht allein den Armen, welche solche nicht bezahlen konnten, sondern auch Reichen, welche sich um den Staat verdient gemacht hatten. Nicht immer geschah das Verbrennen der Leiche an dem Orte des Begräbnißes der Asche. So wurde z. B. nach Suetons Bericht der Kaiser August in Campo martio zwar verbrannt, aber im Mausoleo begraben. Der Scheiterhaufen, worauf die Leiche verbrannt werden sollte, war von solchem Holze, welches leicht Feuer hielt, meistens von Fichten. (Es durfte nicht künstlich, sondern bloß roh behauen sein*). In spätern Jahren pflegte man das Holz auch zierlich zu bereiten und gar zu bemalen**). Um den Scheiterhaufen steckte man Cypressen, that auch andere wohlriechende Hölzer und Kräuter hinzu, um den Gestank der brennenden Leiche einigermaßen zu verbessern. Der Scheiterhaufen war in Gestalt eines Altars aufgerichtet, nach Stand und

*) Cicero L. II. de legibus.

**) Plinius L. XXXV. C. VII.

Würde der Person größer und höher oder kleiner und niedriger. Die Leiche wurde, sammt dem Bette, worauf sie getragen war, daraufgesetzt. Man küßte den Todten noch einmal zum Abschiede, öffnete ihm die zugebrückt gewesenen Augen, und die nächsten Anverwandten oder Freunde zündeten mit ihren Fackeln den Holzstoß an. Sie wandten bei dieser Anzündung die Gesichter ab, um zu zeigen, daß sie diese traurige Pflicht nicht mit Freuden, sondern nur aus Nothwendigkeit erfüllten. Nun wünschten sie einen günstigen Wind, damit der Todte bald von der Flamme verzehrt würde. Wenn letzteres geschah, so sahen sie es als ein Glück für denselben an. Wenn etwa zur Zeit der Pest oder des Krieges die Leichen häufig waren, so legten sie mehrere beisammen, jedoch so, daß allemal bei den männlichen ebenso viele weibliche Körper kamen, denn man glaubte, daß der weibliche Körper hitziger und fetter wäre und deswegen das Verbrennen der männlichen beförderte ¹⁾. Die Leichengesellschaft ging oder lief drei Mal um den Scheiterhaufen herum, aber links, zum Zeichen der Trauer ²⁾, mittlerweile der Leichnam von der Flamme verzehrt wurde. Es wurden allerlei Thiere geschlachtet und verbrannt, z. B. Ochsen, Pferde, Schafe, auch Vögel, z. B. Papageien, Nachtigallen, Amseln u. s. w., welche dem Verstorbenen lieb gewesen waren; sogar Sklaven und Gefangene. Einige Freunde und Geliebten opferten sich den Todten oft freiwillig, besonders Weiber ³⁾. Daß die Weiber sich noch jetzt bei einigen indianischen Völkern mit ihren todten Männern verbrennen lassen, habe ich schon bemerkt; daß aber schon sehr lange solches in Indien gebräuchlich gewesen, sei, bezeugen mehrere alte Schriftsteller ⁴⁾. Außerdem warfen die Freunde des Verstorbenen noch zum Opfer allerlei Sachen, welche dem Todten angenehm gewesen waren, nämlich seine kostbarsten Kleidungsstücke, andere Zierrathen, besonders auch seine Waffen auf das Feuer. Die Leichenbegleiter fügten oft ihre eigenen bei, sowie die Weiber ihre Trauerkleider. Auch wohlriechende Sachen, Myrrhen, Weihrauch, Kassien, Narden, Safran und andere Gewürze wurden häufig in die Flamme geworfen.

¹⁾ Macrobius L. VII. Saturnal. C. VII.

²⁾ Statius L. VI. Theb.

³⁾ Seneca L. II. Declam. II.

⁴⁾ Cicero V.; Tuscul. Aelian L. VII; Strabo L. XV. etc.

XVIII.

Wenn der Körper hinreichend verbrannt war und der Holzstoß ausgeflammt hatte, so suchte man sorgfältig die Knochenreste auf, besprengte dieselben und löschte die noch lodernden Kohlen mit Wein aus. Die nächsten Freunde und Verwandten lasen die Knochen zusammen und wuschen sie mit Wein, Milch, wohlriechenden Feuchtigkeiten und ihren Thränen, wickelten sie dann in Leinwand, und die Weiber steckten diese theuern Ueberreste zuweilen in ihren Busen. Kein Theil der Knochen durfte verloren gehen. Weil die geopfertn Thiere besonders auf den Scheiterhaufen gelegt waren, so konnte man die Knochen derselben leichtlich von den Reliquien der Leiche unterscheiden. Letztere wurden äußerst vorsichtig von der Holzasche und den Kohlen gereinigt, ehe sie in die Urne gethan wurden.

XIX.

Wenn eine Leiche ohne Verbrennung begraben wurde, so legte man sie in einen Sarg mit allem Sterbezierrath. Den Weibern gab man ihre Perlen und anderes Geschmeide mit. Daß man den verbrannten oder auch zu begrabenden Leichen Gold- und Geldmünzen mit ins Grab gab, war zwar in dem Gesetz der XII Tafeln verboten, indessen kam dieses Verbot in Vergessenheit, und man gab Gold und Münzen nach Vermögen und Willkür mit. Es war das Fahrgeld für den alten Schiffer Charon, welcher die Schatten über den Styx fuhr. Ebenso gab man der Leiche einen Honigtuchen mit, um dem Höllenhunde Cerberus das Maul zu stopfen, damit er den Schatten des Verstorbenen, ohne ihn anzubellen, freipassiren ließe.

XX.

Viele alte Völker, vermuthlich auch die Römer, pflegten ihre Leichen so zu begraben, daß das Gesicht gegen Osten gekehrt war. Sobald der Todte oder dessen Aschentopf begraben war, wünschte man ihm ein ewiges Fahrewohl! und jeder ging nach Hause. Den Wunsch: Salve, vale, ave findet man oft in den Grabschriften der Alten, sowie auch den Wunsch: daß dem Todten die Erde leicht sein möge. Den Feinden wünschte man eine schwere Erde. Gewöhnlich setzten die Römer ein Monument bei oder auf dem Grabe; wenigstens

einen Stein mit der Inschrift, welche den hier liegenden Todten benannte. Die Gräber der Armen waren in der bloßen Erde, die der Reichen aber kostbar erbaut, ausgemauert und im Grunde mit Steinen belegt. Auch unterirdische Gewölbe mit Thüren und Treppen, wie auch Höhlen, wurden als Gräber gebraucht. Man hat zuweilen solche noch in neuern Zeiten in Rom entdeckt und gefunden, daß darin die Urnen reihenweise geordnet waren¹⁾. Die Grabgebäude waren zuweilen hoch, zuweilen niedrig, auch wohl mit einer Mauer oder einem Zaune umgeben. Die Steine des Gebäudes waren bald von Marmor, bald von Thon oder andern schlechten Steinen. Die Grabsteine oder Denkmäler hatten in lateinischer, zuweilen auch in griechischer Sprache eine eingehauene Schrift, welche, außer dem Namen des Todten, sein Alter, seine Familie, seinen Stand, das Lob seiner Thaten und Tugenden u. s. w. bekannt machte. Viele solcher römischer Schriften sind jetzt vorhanden, auch sogar nicht weit von der Grafschaft Mark, nämlich im clevischen Lande, wo ehemals römische Legionen hauseten, gefunden²⁾. Auf den Grabsteinen wurden zuweilen auch Bilder mancherlei Art angebracht. Uebrigens wurden die Gräber heilig gehalten, und es stand eine Strafe auf die Verletzung oder Entweihung derselben. Noch weniger durfte man sich an der Asche oder den Gebeinen der Todten vergreifen oder das dem Todten mitgegebene Geld und dergl. wegnehmen.

XXI.

Auf den Gräbern pflegte man Trank und Speise mancher Art als Opfer hinzustellen für Lust der unterirdischen Schatten. Auch andere Völker pflegten darin den Römern nachzuahmen. Die alten Preußen setzten bei dem Todten Brod und eine Flasche Bier, damit die Seele zu essen und zu trinken haben möchte³⁾. Auch Rosen, Lilien und andere Blumen streuten die Römer auf's Grab, oder man krönte den Grabhügel damit, schüttete auch wohlriechende Salben darauf. Man zündete auch Lampen an, deren Flamme sorgfältig unterhalten wurde, und hing sie entweder bei dem Grabe auf oder gab sie mit ins

¹⁾ Martian. L. IV. Topograph. urb. rom.; Georg. Fabricius Roma C. XXI.

²⁾ Amusements des Eaux de Cleve.

³⁾ Meletius Epist. de religione Boruss.

Grab. Man findet sie gemeiniglich zugleich mit den römischen Urnen und nennt sie Grab- oder Todtenlampen. Licetus, Pancivolus und mehr andere Gelehrte haben behauptet, daß diese Lampen einen unverzehrbaren Docht und unverzehrbares Del gehabt hätten und man in neuern Zeiten solche noch brennend in entdeckten alten Gräbern angetroffen habe. Ein unverzehrbarer Docht mag wohl möglich sein, weil solcher aus Amianth oder Asbest verfertigt werden kann; aber ein unverzehrbares Del läßt sich nicht als möglich denken. Die Opferspeisen wurden entweder auf dem Grabe jedem Hungrigen preisgegeben, oder nahe dabei auf einem Plaze, welchen man die Küche (Culina) nannte, verbrannt. Außerdem stellten sie auch bei den Gräbern andere Schmausereien an zur Todtenfeier; der Verstorbene hatte oft dazu eine Geldsumme im Testament verordnet. Die Speisen waren gewöhnlich Brod, Fleisch, Eier, Brei, Bohnen, Linsen, Salat und Sellerie. Man gab auch beim Grabe Almosen und mancherlei Spiele, besonders Fechtspiele.

XXII.

Das Begraben der Todten war bei den Griechen und Römern etwas schlechterdings Nöthiges. Sie glaubten, daß der Schatten eines Unbegrabenen nicht über den Styx ins Elysium kommen könnte, weil er vom Fährmann Charon nicht in den Kahn genommen würde. Sie hielten es deswegen für eine große Sünde, welche sogar gesetzlich bestraft wurde, eine gefundene Leiche, wenn sie auch eine feindliche war, nicht zu begraben oder nicht wenigstens drei Händevoll Erde darauf zu werfen¹⁾. Julius Cäsar schob einmal das Verfolgen der Feinde drei Tage lang auf, um seine getödteten Soldaten zu begraben²⁾, und Tacitus erzählt, daß, als das römische Heer an dem Orte der varianischen Niederlage sechs Jahre hernach gekommen sei, wo die Gebeine der erschlagenen drei Legionen noch unbegraben lagen, es solche ohne Rücksicht, ob es römische oder feindliche Gebeine wären, begraben habe³⁾.

¹⁾ Valerius Max. L. IX.; Livius L. XXXIX.; Ammian. Marcell. L. XVII. etc.

²⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

³⁾ Tacitus Annal. L. I.

XXIII.

So viel von den Leichengebräuchen der Römer. Um Weilläufigkeiten zu vermeiden, habe ich jedes einzelne Stück mit Zeugnissen aus Schriftstellern nicht belegen wollen. In der schätzbaren Kirchmannschen Schrift: *de funeribus Romanorum*, aus welcher ich hier vieles geschöpft habe, kann man alles ausführlich nebst den Ursachen, welche bei jeder einzelnen Leihencereemonie zu Grunde lagen, finden. Ich habe eine kurze Beschreibung davon hier geben wollen, daß man die Art der Beerdigung, welche bei den Germanen üblich war, damit vergleiche. Die Kenntniß der Leichengebräuche der Römer und Germanen gibt ein großes Licht in der Beurtheilung der Grabstätten des Alterthums, sowohl überhaupt als auch besonders derjenigen, welche im Ruhenthal gefunden sind, und ohne solche Kenntniß werden sich schwerlich die in alten Gräbern gefundenen Sachen erklären lassen. Ehe ich aber zur nähern Beschreibung der Leichengebräuche des alten deutschen Volks schreite, wird es nöthig sein, von der Lebensart und den Sitten und Gebräuchen desselben überhaupt etwas zu sagen, weil solches gleichfalls zu einer richtigen Erklärung der Ruhenthalschen sowohl, als jeder andern altdeutschen Grabstätte und der darin gefundenen Sachen dienet.

XXIV.

Von den Sitten und der Lebensart der Deutschen.

haben wir wenig gewisse Nachrichten. Was wir von ihnen nur kümmerlich wissen, verdanken wir bloß den römischen Schriftstellern, welche, seitdem die Deutschen mit den Römern Umgang bekamen und Kriege führten, uns Nachrichten von jenen aufbewahrt haben, die jedoch in vielen Stücken übertrieben und unecht sind, ja sogar zuweilen sich selbst widersprechen. Vaterländische deutsche Schriftsteller gab es in den ältesten Zeiten nicht, denn dieses Volk bekümmerte sich nicht um die Wissenschaften, wenigstens ist von ihnen nichts auf uns gekommen. Ob es wahr oder unwahr sei, daß sie sogar das Geheimniß der Buchstaben oder des Schreibens nicht einmal gekannt hätten, wie Tacitus *) zu versichern scheint, wird sich in der Folge bei Beschreibung des in der Grabstätte gefunde-

*) Tacitus *de moribus German.* § 6.

nen Steins zeigen. Von den Deutschen wissen wir zuverlässig, daß sie eine zahlreiche ¹⁾ mächtige Nation gewesen; selbständig und mit andern Völkern unvermischt ²⁾; tapfer, abgehärtet und ohne Todesfurcht ³⁾. Nie ist es den römischen Weltbezwingern geglückt, sie ganz zu besiegen; denn wenn sie auch einen oder andern Theil eroberten, so mußten sie doch bald wieder weichen, und tief in Germanien sind sie nie eingedrungen ⁴⁾. Sie waren sehr treu; weswegen auch, nach dem Berichte Suetons, Herodians, Flavius Josephs ⁵⁾ und mehrerer anderer Geschichtsschreiber, die römischen Kaiser Augustus, Vitellius, Golba, Caligula, Nero, Maximinus u. s. w. zu ihrer Leibwache Deutsche wählten. Ihre Abstammung von den Scythen ist höchst wahrscheinlich, und man glaubt, sie wären ehemals als einerlei Volk mit diesen angesehen worden ⁶⁾. So viel ist gewiß, daß die alten Deutschen mit den Scythen viele Gebräuche und Sitten gemein hatten, z. B. daß sie ihre Bündnisse mit ihrem Blute bestätigten, indem sie sich die Adern, besonders an der Stirn öffneten und solches mit andern Getränken vermischt tranken ⁷⁾, oder ihre Schwerter und Pfeile in Blut tauchten und dann solches unter ihre Getränke mischten ⁸⁾ u. s. w. Und wenn Tacitus ⁹⁾ die sonstigen guten Sitten der Deutschen rühmt und sagt, daß sie mehr gelten als anderswo gute Gesetze: so versichert eben dieses ein anderer Schriftsteller ¹⁰⁾ von den Scythen. Beide Völker verehrten auch göttlich die Erde und opferten Menschen ¹¹⁾.

XXV.

Das Klima der Germanen wird sehr rauh und un-

¹⁾ Solinus.

²⁾ Tacitus de moribus German. § 1.

³⁾ Egesipus L. II.; Seneca L. I. de iracund.; Orosius L. VI. Julius Caesar de bello gall. L. I.

⁴⁾ Schedius de Diis German. pag. 33.

⁵⁾ L. XIX.

⁶⁾ Strabo Geograph. L. XI; Plinius L. IV. C. XII.

⁷⁾ Athen. L. I. C. II.

⁸⁾ Herodot. L. IV. Pompon.; Mela L. II. C. I.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

¹⁰⁾ Justin. ex Trogo L. II.

¹¹⁾ Herodot. in Melpom. verglichen mit Tacitus de moribus German. XIII. Julius Caesar de bello gall. L. VI.

angenehm geschildert¹⁾; feucht und windig, das Land voll Wälder und Sümpfe, arm an fruchtbaren Bäumen (Obstbäumen), obgleich fruchtbar an Vieh. Metalle hatten sie nicht, kaum Eisen zu ihren Waffen. Die wenigen silbernen Geschirre, welche sie hatten, erhielten sie durch Tausch oder als Geschenk von den Römern, bis sie von diesen auch nachher das Geld kennen lernten, da sie dann von ihnen so viel zu ziehen wußten, daß sich ganz Deutschland damit behelfen konnte; denn sie verkauften oft theuer den Frieden an die Römer für baares Geld²⁾. Sie zogen die alten Münzen, die noch zur Zeit der römischen Freiheit geschlagen waren, besonders solche, welche eingekerbte Ränder hatten, weil deren Echtheit des Stoffes leichter entdeckt werden konnte, den neuern vor³⁾. Sie gingen fast nackt, höchstens mit wilden Thierfellen bekleidet⁴⁾. Nur die reichsten hatten ordentliche, jedoch knapp zugeschnittene Kleider. Etwas besser waren die Weiber gekleidet, denn sie trugen ein Gewand von Linnen⁵⁾. Die Kleidung der Priester war weiß⁶⁾. Die Priesterinnen oder Arunen trugen einen linnenen Rock und ein weißes Kleid, welches mit ehernen Nadeln oder Heftspangen verbunden war, und dabei einen ehernen Gürtel⁷⁾.

XXVI.

Sie waren wild und unbändig⁸⁾ und zum Jähzorn geneigt⁹⁾. Alle ihre öffentlichen und Privathandlungen nahmen sie bewaffnet vor; sogar ihren gottesdienstlichen Verrichtungen und Freudenmahlen wohnten sie bewaffnet bei. Weil sie nun dem Trunke sehr ergeben waren, so entstanden oft Wunden und Todtschläge, ohne daß sie vorher eben mit Worten sich sonderlich gezaunt hätten. Tag und Nacht hindurch zu trinken war keine Schande. Ihr Trank war Bier; sie verachteten aber auch den Wein nicht, wenn sie ihn von ihren Nachbarn

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 1 et § 2.

²⁾ Masow Geschichte der Deutschen. L. II.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 5.

⁴⁾ Seneca L. I.; Tacitus § 6.

⁵⁾ Tacitus de moribus German.

⁶⁾ Plinius. L. XXIV.

⁷⁾ Aventin. Annal. Bojor. L. I.

⁸⁾ Flavius Vopiscus.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 25.

bekommen konnten. Ihre Speisen waren wilde Baumfrüchte, Wildpret, Milch und Käse; alles einfach zugerichtet. Das Würfelspiel liebten sie leidenschaftlich ¹⁾.

XXVII.

Ehe die Römer in Deutschland kamen, hatten die Germanen keine ordentlichen Städte, sondern sie schlugen ihre Wohnplätze zerstreut da auf, wo es ihnen gefiel. Jede Wohnung war von der andern getrennt. Einige wählten unterirdische Höhlen zur Wohnung und zum Magazin für ihre Lebensmittel. Ihre Bedeckung war eine Art Mantel mit Fischgräten befestigt. Ihr Hausgeräth war ebenso geschmacklos ²⁾. Ihre Waffen waren gewöhnlich kurze Spieße, welche die Infanterie zugleich als Pfeile in der Ferne und als Spieße in der Nähe gebrauchen konnte. Schwerter hatten nicht alle. Die Reiterei führte blos kurze Spieße oder Partisane und Schilde, welche mit Farben bemalt waren. Sehr wenige Soldaten hatten Panzer und Helme. Den Schild in der Schlacht zurückzulassen, hatte Infamie zur Folge. Wenn sie nicht kriegten, so vertrieben sie sich die Zeit mit Jagen ³⁾; denn in Deutschland waren viele wilde Thiere ⁴⁾. Oft faulenzten und schmauseten die Männer, mittlerweile war Ackerbau und Haushaltung den Weibern übertragen; jedoch munterten diese auch zum Streit auf und trugen den Kriegern Lebensmittel zu ⁵⁾. Vielweiberei war nicht Mode, außer nur etwa bei einigen Vornehmen. Waffen, Pferde und Ochsen waren die Morgengabe bei ehelichen Verbindungen. Ihre Keuschheit wird sehr gerühmt. Die Weiber gebrauchten weder Ammen noch Kinderwärterinnen, sondern jede Mutter nahm diese Pflicht selbst auf sich. Sie heiratheten spät ⁶⁾. Sie waren gastfrei. Ihre Jahreszeiten theilten sie blos in Winter, Frühling und Sommer ein; den Namen des Herbstes kannten sie nicht ⁷⁾. Sie zählten und be-

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 22 u. § 24.

²⁾ Idem § 6.

³⁾ Idem § 2 u. 6.

⁴⁾ Julius Caesar de bello gall. L. VI.

⁵⁾ Tacitus de moribus German. § 17, 7.

⁶⁾ Idem § 20.

⁷⁾ Idem § 26.

stimmten die Zeit nicht nach Tagen, sondern nach Nächten ¹⁾. Dieses war so unvernünftig nicht; denn die Finsterniß oder die Nacht war eher als der Tag oder das Licht.

XXVIII.

Ihre Religion

war anfangs ganz simpel. Sie verehrten nur solche Gottheiten, welche sie mit Augen sahen und von welchen sie offenbaren Nutzen hatten, z. B. die Sonne, den Mond und besonders die Erde, welche sie Ertham oder Hertham nannten ²⁾. Der Mond wurde so in Ehren gehalten, daß sie vor dem Neumonde oder beim abnehmenden Mondlichte sich nie in Schlachten wagten oder mit andern wichtigen Sachen abgaben ³⁾. Auch den Merkur ehrten sie göttlich und brachten ihm Menschenopfer ⁴⁾. Man glaubt, daß dieses der Theutates gewesen sei ⁵⁾. So sollen sie auch später unter dem Namen Jesus den Mars verehrt haben ⁶⁾. Einige einzelne deutsche Völker hatten noch ihre besonderen Götter, welche sie von ihren Nachbarn aufnahmen. Die allerältesten Deutschen verehrten wahrscheinlich nur eine einzige Gottheit; wenigstens hatten sie von der Gottheit sehr lautere Begriffe. Sie hielten es für unanständig, davon Abbildungen zu machen oder sie in Tempeln einzuschließen; denn sie glaubten, der Gottheit sei alles offen und frei ⁷⁾. Indessen erwähnt doch gelegentlich Tacitus ⁸⁾ eines sehr berühmten Tempels der Tanfana im Lande der Marser, welchen die Römer von Grund aus zerstörten. Sonst wird allgemein versichert, daß die Deutschen zu ihren gottesdienstlichen Handlungen Haine und Wälder gewählt haben ⁹⁾, und zwar solche, wo alte und große Eichen standen ¹⁰⁾. Die Eichen selbst waren

¹⁾ Tacitus de moribus German. Julius Caesar de bello gall. L. VI.

²⁾ Julius Caesar loco citato; Tacitus de moribus German. § 40.

³⁾ Julius Caesar loco citato.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 9.

⁵⁾ Lactantius L. I. C. XXXI.

⁶⁾ Schedius de Diis German.

⁷⁾ Cicero L. II. de legibus; Tacitus de moribus German. § 9.

⁸⁾ Tacitus Annal. I.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 9.

¹⁰⁾ Plinius L. XVI. C. XLIV.

in der Folge bei ihnen heilig. Sie durften nicht verlegt werden¹⁾. Höchstens nahm man davon Zweige, welche zur Wahrsagerei gebraucht wurden. Auch die Altäre waren bei den Eichen²⁾. Einige nordische Völker hingen sogar ihre gestorbenen Könige an den Eichen, als heiligen Dertern, auf³⁾. Der an den Eichen wachsende Mistel war auch ein heiliges Kraut, welchem man übernatürliche Wirkungen zuschrieb⁴⁾. Als schon das Christenthum eingeführt war, mißbrauchte man noch die Eichen zur abgöttischen Verehrung und Zauberei. Der longobardische König Liutprand ließ bei Geldstrafe diesen Aberglauben durch ein besonderes Gesetz verbieten⁵⁾. Die heiligen Haine wurden nachmals von den Christen zerstört und an ihren Stellen Kirchen und Klöster errichtet. Daß die alten Deutschen den Göttern Menschenopfer brachten und aus dem Blute und Eingeweide derselben weissagten, wird von mehreren Schriftstellern bestätigt⁶⁾. Ihre Priester hieß man Druiden. Sie waren zugleich die Volkslehrer, eingeweiht in die Naturwissenschaft, in großen Ehren gehalten, und ihr Einfluß war nicht bloß auf Gottesdienst eingeschränkt, sondern sie wurden auch sonst bei allen wichtigen Handlungen zu Rathe gezogen, und ihr Urtheil hielt man für unfehlbar⁷⁾. Ihr Ansehen hörte zur Zeit des Kaisers Tiberius auf⁸⁾. Einen andern Orden der Gelehrten machten die Barden oder Sänger der Heldenthaten und des Lobes ihrer Götter aus⁹⁾. Denn bei aller Rohheit liebten sie doch Reim und Gesang¹⁰⁾. Sie hatten auch Priesterinnen oder Wahrsagerinnen, welche sie Alrunen nannten, die vorzüglich die Opfer schlachteten. Die Weiber waren überhaupt im großen Ansehen und mußten in wichtigen Fällen ihnen Rath geben; denn man glaubte, es wäre etwas

¹⁾ Crömer. L. XV.

²⁾ Tacitus Annal. L. I.

³⁾ Olaus Magn. L. XVI. C. XXXII.

⁴⁾ Schedius de Diis Germ. Syng. II. C. XXXVI.

⁵⁾ Schedius l. c. C. XXIV.

⁶⁾ Tacitus de moribus German. § 9; Julius Caesar L. VI.; Strabo L. IV. Lactantius L. I. C. XXI. Procopius L. IX. etc.

⁷⁾ Tacitus 10. Julius Caesar l. c. Strabo l. c.

⁸⁾ Plinius L. XXX. C. I.

⁹⁾ Strabo L. IV.

¹⁰⁾ Masow, Geschichte der Deutschen.

Göttliches in ihnen¹⁾. Der Name jener Priesterinnen ist noch bei uns durch die *Alraun* wurzel erhalten, mit welcher hier und da abergläubische Pöffen getrieben werden.

XXIX.

So klein die Zahl der ältesten deutschen Götter war, so vermehrte man dieselbe doch, seitdem die Germanen mit den Römern näher bekannt wurden. Einige Vornehme ließen ihre jungen Leute in Rom erziehen und sogar in die römischen Religions-Geheimnisse einweihen²⁾. Durch diese wurden allgemach die römischen Gottheiten eingeführt. In der Folge errichteten sie auch ihren verstorbenen Königen und Helden Bildsäulen und Altäre und verehrten sie als Götter. Die

berühmte Irmensäule

war nach aller Wahrscheinlichkeit ein Gözenbild, welches dem Arminius oder Hermann zur Ehre errichtet wurde, weil er der Retter des Vaterlandes war und den Varus schlug. *Nadagast*, ein slavischer Göze; *Rugevieth*, *Porevieth* und *Porenut*, rügische Gözen; *Flinz*, ein vandalischer, *Basanwow*, ein sicambrischer, *Prono*, *Suantovit* und mehrere andere, zur Zeit der Sachsen berühmte Gözenbilder, welche von Christen zerstört wurden, waren ursprünglich vaterländische Helden³⁾. Unter der Benennung anderer bekannten deutschen Abgötter, z. B. *Crodo*, *Triglas*, *Hernebug*, *Siema* usw. scheinen römische Götter verborgen zu sein.

XXX.

Der berühmteste Gott

der mitternächtlichen oder nordischen Völker war *Odin*, *Oden*, *Wodan*, *Guodan* oder *Othin*⁴⁾. Er war bei ihnen der Vater der Götter und wurde deswegen mit dem Beinamen *Alfadir*, *Alvater*, beehrt. Er hatte nach ihrer Vorstellung nur ein Auge, ritt ein Pferd mit 10 Füßen, *Sleipner* genannt, und sein Trinkhorn hieß *Galliar*⁵⁾. Ihm wurden vorzüglich

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 3, 8; Julius Caesar de bello gall. L. I. Strabo geograph. L. VII.

²⁾ Tacitus Annal. L. I.

³⁾ Schedius de Diis German. Syng. IV.

⁴⁾ Keisleri Dissert. de cultu Solis, Frejae et Othini.

⁵⁾ Edda mytholog. 8.

Pferde zum Opfer gebracht. Einige schreiben ihm die Erfindung der Buchstaben zu ¹⁾, jedoch mit Unrecht. Nach ihrem Tode mit Odin zu schmausen, hielten sie für die größte Glückseligkeit, und sie glaubten, daß der gewisseste Weg nach Valhalla oder nach ihrem Elhsium wäre, wenn sie im Felde oder in der Schlacht stürben. Alles dieses erzählt uns die Edda weitläufiger, welche die Mythologie der alten nordischen Völker in Liedern und Erzählungen enthält; die Verfasser oder Compilatoren derselben sollen Säm und Frode und Snorro Sturlä sein. Ersterer war im Jahre Christi 1057, letzterer 1170 geboren ²⁾. Nach der Meinung einiger Gelehrten sollen die nordischen Völker im grauesten Alterthum schon unter dem Namen Othin die Sonne verstanden und verehrt haben, weßwegen sie dann auch denselben als einäugig vorstellen ³⁾. Gewisser aber ist es, daß Odin menschlicher Abkunft war und vergöttert wurde. Er war nach dem Berichte der Edda vom thrasischen königlichen Stamme. Nach andern war er von aligothischer Abkunft, und er soll im Lande der Turcilingen, einer deutschen Nation, als Oberpriester anfangs regiert, und nachher mit einem zahlreichen Heere alle benachbarte nördliche und östliche asiatische und europäische Länder erobert haben, welche er jedoch verließ und sich erst nach den westlichen Gegenden, endlich aber nach dem Sachsenlande südlich wandte und überall, wohin er kam, eine neue Lehre ausbreitete und sich als einen Gott verehren ließ ⁴⁾. Zuletzt wurde er König der Sachsen, welche ihn wegen seiner Vorzüge nach seinem Tode als ihren Hauptgott verehrten und seine Religion annahmen, die sich weit und breit erstreckte und ausdehnte. Sein Tod erfolgte in Schweden, und man verbrannte ihn mit aller Pracht und Ehrfurcht ⁵⁾. In Schweden, in der Gegend von Althalsala war sein Haupttempel, aus welchem viele Völker Orakelsprüche holten ⁶⁾. Die Verehrung der Hertha, des Thuit und anderer altdeutschen Gottheiten wurde durch seinen neuen Gottesdienst abgeschafft. Eines

¹⁾ Verelius Runograph. C. IV.

²⁾ Keisler de cultu Solis, Frejae et Othini. § 9 in Nota a.

³⁾ Idem 14. 16.

⁴⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 318.

⁵⁾ Edda.

⁶⁾ Saxo grammat. pag. 137.

seiner Geseke war, daß jeder Todte mit einem Theile seiner Geräthe und Schätze soll verbrannt werden, welches er alles hernach in Valhalla wieder finden würde¹⁾, woselbst sie dann mit ihm und andern Helden Bier und Meth überflüssig trinken sollten, und zwar von schönen Jungfrauen, Valkyriur genannt, kredenzt und in Hörnern oder auch in Schädeln ihrer Feinde eingeseht. Dabei würden sie Schweinefleisch essen und Spielsämpfe mit den in ihre Gräber gelegten Waffen, sowie mancherlei lustige Uebungen anstellen. Die Lebenszeit des Odins ist das dritte christliche Jahrhundert.

XXXI.

Unter mehreren übrigen Gottheiten, besonders der Sachsen, nach dem 3ten Jahrhundert, war Thor, angeblich ein Sohn des Odins, und Frigg oder Freia, dessen Gemahlin, berühmt. Nach den Göttern benannten sie ihre Wochentage. Der Sonntag hatte seinen Namen von der Sonne; der Montag vom Monde; der Dienstag von Thuisco oder von Thysja, einer Göttin der Gerechtigkeit und Gemahlin des Thor; der Mittwoch (Wondstag) vom Wodan oder Odin; der Donnerstag von Thor, dem Gott des Donners und der Luft; der Freitag von der Freia; der Samstag (Saterdag) vom Erodo oder Saeter²⁾.

XXXII.

Die Leichengebräuche der alten Deutschen

waren nicht so prächtig und umständlich als bei den Römern. Sie hielten zwar ihre Todten in großen Ehren, ließen sogar die in Schlachten gefallenen nicht zurück³⁾; aber die Beerdigung derselben geschah in ihrer Art ganz einfach. Sie verbrannten ihre Todten, hielten aber kein prunkvolles Begräbniß. Den Scheiterhaufen verfertigten sie zwar bei Vornehmen aus gewissen Hölzern, aber es wurden doch weder Kleider noch Rauchwerk mit verbrannt. Jedem Todten gaben sie seine Waffen mit, und bei einigen wurde auch sein Pferd zugleich mit verbrannt. Auf dem Grabe wurde ein Rasenhügel errichtet. Eigentliche Monumente hielten sie für eine Ehre, welche den Todten beschwerlich und lästig sei, und deswegen verachteten sie solche.

¹⁾ Edda. Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 325 u. 326.

²⁾ Allgem. Welthist. 17. Thl. § 84.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

Lautes Jammern und Weinen über den Todten hörte bald, stummer Schmerz und Traurigkeit langsamer auf. Für Weiber hielten sie das Trauern schicklich; für Männer aber das Andenken und Gedenken an den Todten. Diese kurze Schilderung von den Leichengebräuchen der Deutschen gibt uns Tacitus*). Julius Cäsar sagt von den Galliern**), daß ihre Leichenbegräbnisse prächtig und kostbar wären, und daß sie alles dasjenige, wovon sie wußten, daß es dem Verstorbenen in seinem Leben lieb gewesen, mit ins Feuer würfen und verbrannten; ja, noch kurz vor Cäsars Zeit gar Knechte und Lieblinge.

XXXIII.

Dieses sind die einzigen Nachrichten der römischen Schriftsteller von den Begräbniß-Gebräuchen der alten Deutschen und ihrer Nachbarn, der Gallier. Der scheinbare Widerspruch in der Erzählung des Tacitus und Cäsars läßt sich leicht heben, wenn man annimmt, daß die Gallier als etwas gebildete Völker mehr mit dem Luxus bekannt waren als die Germanen, folglich auch mehr Aufwand bei ihrem Leichenbrände machten, der, im Ganzen genommen, mit dem der Germanen doch übereinstimmte. Ob übrigens Tacitus sowohl als Cäsar alles genau beschrieben, ist ungewiß. Weil sie ihre Nachrichten über die Gebräuche der Gallier und Deutschen nur vom Hörensagen hatten, so haben sie vielleicht manches Erhebliche nicht angemerkt. Die Reliquien, welche man noch jetzt in den alten germanischen Gräbern antrifft und sich auch in dem Ruhenthalschen gefunden haben, entsprechen jedoch jener Schilderung des Cäsars und besonders des Tacitus. Je simpler solche gefundene Leichenreste sind, desto sicherer kann man auf das größere Alterthum der Gräber und daß sie den Zeiten des Cäsars und Tacitus näher sind, schließen. Denn in Gräbern, welche nach andern Beweisen gewiß germanisch sind, hat man auch wohl noch andere Sachen, außer Urnen, Knochen, Kohlen, Asche und Waffen gefunden, nämlich Ringe, Nadeln, Spangen, goldene Ketten u. dgl. Es scheint, daß der Aufwand schon damals, als diese Grabstätten angelegt wurden, selbst bei Leichenbeerdigungen gewachsen sei. Wenn Cäsar darin die Wahrheit sagt, daß die Gallier alles, was den Todten angenehm gewesen

*) Tacitus de moribus German. § 27.

**) Julius Caesar de bello gall. L. VI.

war, ihnen mitgaben: so läßt es sich sehr gut erklären, daß auch den weiblichen Leichen manches mit ins Grab gegeben wurde, was zu ihrem Puz im Leben gedient hatte. Deswegen findet man dann auch in den Gräbern der Deutschen, welche nahe Nachbarn der Gallier waren, dergleichen Puzsachen, wenn etwa in solchem Grabe eine weibliche Leiche beigelegt war. Sind diese Puzsachen nicht von Werth, sondern einfach und schlicht, so ist zu vermuthen, daß das Grab sehr alt sei; denn die alten Deutschen hatten wenig Kostbarkeiten. Im Gegentheil, wenn die in einem Grabe gefundenen Sachen kostbar sind: so muß man auf ein jüngeres Alter desselben schließen. Daß nicht bloß und allein die Gallier im eigentlichen Verstande, sondern auch die wahren Germanen, wenigstens bald nach der Zeit des Tacitus, ihren Leichen mancherlei Geräthe mit ins Grab gegeben haben, läßt sich auch daher schließen, weil die Deutschen steif und fest glaubten, daß die Seelen in der andern Welt alles wiederfinden würden, was ihnen als Leichen beigegeben wurde*). Deswegen ließ man es dem Todten wenigstens am Nöthigen, nämlich den Männern an Waffen und Pferden, so auch den Weibern an Puz und Hausrath nicht fehlen. Vor Odins Zeiten war vermuthlich diese Mitgift der Leichen nicht kostbar, aber nachher wurden sie kostbarer, weil man glaubte, daß Odin diejenigen am gnädigsten in Valhalla aufnahm, welche reichlich ausgestattet zu ihm kämen**).

XXXIV.

Die alten nordischen Schriftsteller bestätigen in ihren Nachrichten vom Begräbniß der nordischen Völker nicht allein die Nachrichten des Cäsars und Tacitus, sondern melden auch noch manches, was hierher gehört, nämlich, daß zuerst Odin, als er noch menschlicher König war, ausdrücklich befohlen habe, jeden todten Körper mit gewissen Feierlichkeiten zu verbrennen und dessen Asche in einem Leichenkrüge wohlverwahrt in die Erde zu setzen oder dieselbe in besonderen Fällen ins Meer zu werfen. Obgleich nun die Sitte der Verbrennung der Leichen schon lange vor Odins Zeit gebräuchlich war, so machte doch gedachter Odin zuerst daraus ein gottesdienstliches

*) Schüz. Lehrbegriff der alten deutschen und nordischen Völker vom Zustande der Seele nach dem Tode.

**) Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 330.

Werk, welches mehr Kosten erforderte. Er selbst verbrannte den Leichnam seines Sohnes Balder auf einem Scheiterhaufen, und zwar in einem Schiffe; die Umstehenden warfen darauf eine Menge von Kostbarkeiten, wozu König Odin selbst ermahnte. Er schleuderte auch einen goldenen Ring in die Flamme, und Balbers Pferd wurde mit verbrannt. Hatte der Todte keine Pferde, so zog man ihm hölzerne Schuhe an und kleidete ihn in seine gewöhnliche Kleidung und Rüstung, damit er gemächlich reise und wohlstandig in der andern Welt erscheine. Menschenopfer wurden dabei gebraucht. Die Ueberbleibsel von den verbrannten Leichen und den mitgegebenen Sachen wurden alsdann in Leichenfrüge gethan, nachdem man, um alles in die Urnen hineinzubringen, das abgebrannte Gerippe zerstoßen und die mitgegebenen Waffen und Zierrathen zerbrochen hatte. Die Urnen waren von Thon, Glas, Messing, Eisen, Marmor, Asbest, Thon mit Goldstaub vermengt, Gold, Bergkrystall, mit goldenen Reifen belegt und dergl. Zuweilen legte man die mitgegebenen Sachen bloß ins Grab und überschüttete solches mit Erde. Dofers setzte man Gefäße mit Bier und Speisen bei zum Unterhalt auf der Reise nach ihrem Himmel. Diejenigen, welche auf keine kriegerische Weise starben, wurden zwar verbrannt, aber man warf ihre Asche ins Wasser. Ebenso versuhr man mit den Dieben, besonders solchen, welche die Gräber bestahlen. Den Reichen und Vornehmen errichtete man Grabsteine und Denkmäler auf und um den Grabhügel, mit oder ohne Zierrathen und Inschriften; auch dichteten die Scalden oder Bardcn Lieder zur Ehre der verstorbenen Helden*).

XXXV.

Thränengläser findet man in echten alten deutschen Grabstätten nicht, weil, wie oben gesagt ist, die Deutschen überhaupt, wie in anderen Dingen, so auch bei Begräbnissen nicht viele Umstände machten und nur das vermeintlich Unentbehrliche den Leichen mitgaben. Theils auch, weil sie zur weiblichen Traurigkeit nicht gestimmt waren, von welcher die Thränengefäße ein sprechendes Zeichen sind. Grablampen legten sie auch nicht bei, theils weil ihre Gräber nicht inwendig offen oder wie Gewölbe gebaut waren, folglich darin keine Lampen hätten brennen können; größtentheils aber, weil ihre Begriffe von dem

*) Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 333 usw.

Zustande der Seele nach dem Tode mit den Begriffen der Römer über diesen Zustand nicht übereinstimmten; denn die Römer glaubten, daß angezündete Lichter den Manen aus mancherlei Ursachen nützlich und angenehm wären.

XXXVI.

Aus demjenigen, was ich bisher gesagt habe, sieht man, daß zwar die alten Deutschen in ihren Leichengebräuchen darin mit den Römern übereinstimmten, daß sie die Leichen verbrannten und in Aschentöpfen beisetzen; indessen waren in manchen anderen Stücken ihre Leichengebräuche doch von den römischen verschieden. Diese Verschiedenheit zeigt sich, nach ein Paar tausend Jahren, noch in den Gräbern beider Nationen und in ihren Todtenattributen, sodaß man leichtlich ein römisches Grab von einem alten deutschen unterscheiden kann. Die Ruhenthalsche Grabstätte ist demnach eine germanische und keine römische. Ich werde indessen die sämtlichen Gründe, woraus solches bewiesen werden kann, jetzt näher anführen.

XXXVII.

Beweisgründe, daß das Ruhenthalsche Grab ein altes germanisches und kein römisches sei.

1.

Es ist gewiß, daß niemals die Römer in dem Districte des Ruhenthals ordentlich gehaust haben. Nur bei ihren Marschen mögen die Legionen des Augustus, welche Arminius schlug, und nachher die Legionen, welche Germanicus anführte, auf kurze Zeit wohl denselben berührt haben. Lange gewohnt haben sie sicherlich in dieser Provinz nicht, es würden sonst wohl einige Spuren von ihnen zurückgelassen sein. Meines Wissens sind hier nie römische Alterthümer, z. B. Gedenksteine mit Inschriften oder dergleichen gefunden, wie doch im benachbarten clevischen Lande solches oft geschehen ist. Auch keine Spur von hier verehrten römischen Gottheiten, noch von Gebäuden, welche sie aufgerichtet hätten, ist, soviel ich weiß, hier vorhanden. Das älteste der Gebäude in hiesiger Gegend wird wohl die Synburg sein; diese ist aber jüngeren Ursprungs und nicht aus den Zeiten der Römer. Dagegen finden sich in dieser Gegend, und zwar nicht sehr weit vom Ruhenthale, manche Benennungen von Dörfern, welche deutlich zeigen, daß hier mehrere

germanische Gottheiten ehemals verehrt wurden. Unweit Hattungen ist ein Ort, unter den Eichen genannt, woselbst den Götzen geopfert sein soll¹⁾. Der Ort Herdike scheint ursprünglich die Eiche der Hertha, einer Hauptgöttin der Germanen, welche, sowie die anderen Götzen, unter Eichen verehrt wurde, zu bedeuten²⁾. Bei Bochum ist auch ein großer Teich, welcher Herdiken's Teich genannt wird, und nicht weit von Linden findet man einen sehr großen Stein, welcher der Horkenstein (wahrscheinlich Herdeichenstein) heißt und ein Altar gewesen zu sein scheint. Der Isenberg bei Hattungen scheint vom deutschen Gotte Jesus den Namen bekommen zu haben, welcher vielleicht auf dem Berge daselbst verehrt wurde, so wie das adeliche Haus Brenschede von dem bekannten Helben Brennus, welcher nachher unter dem Namen Prono vergöttert wurde. Es wäre sehr leicht, mehrere Beispiele dieser Art, welche in der Nähe sind, anzuführen. Der in der gelehrten Welt genug bekannte ehemalige hattungische Prediger Renatus Kortum hat vormals einen Entwurf zu einer Geschichte der hiesigen Gegend bekannt gemacht, und darin besonders von den Götzen, welche hier verehrt worden, handeln wollen³⁾; die Ausarbeitung der Geschichte, welche in Handschrift wirklich fertig gewesen sein soll, ist aber für unsere Gegend verloren. Einige wollen selbst die Benennung des Ruhenthal's von Erodo ableiten, welcher daselbst verehrt wurde. Mehrere außerordentlich große Steine werden auch noch nahebei gefunden, und es scheint, daß solche, sowie der obengedachte Horkenstein, Altäre gewesen sind. Dergleichen ist noch einer nahe bei Bochum am Brunstein und ein ähnlicher zwischen Bochum und Herbede, am Buschei genannt; es sind dicke Granitmassen. In der Ruhr, nahe beim Ruhenthal, befindet sich zwischen Ruinen und Mauern ebenfalls ein großer Stein, sowie in der Ruhr bei Witten. Ein vorzüglich merkwürdiger Stein liegt gleichfalls nahe bei Weitmar an einem Kreuzwege, am Fuße eines Berges in einem Eichenwalde. Es ist ebenfalls eine Granitart, und nach Berechnung seiner Größe beträgt er an Gewicht wenigstens 20000 Pfd. Vor der Reformation wurden nach demselben Prozessionen gehalten, und dabei stand eine Heiligenskapelle.

¹⁾ v. Steinens westf. Historie. 28. St., § 9, 4. Thl.

²⁾ v. Steinen l. c., 23. St. § 2.

³⁾ v. Steinens Quellen der westf. Historie.

XXXVIII.

2.

Das Dertliche der Grabstätte beweiset gleichfalls, daß sie eine germanische sei. Die Römer begruben ihre Todten nicht leicht auf unwegbaren Plätzen, sondern gern an öffentlichen Landstraßen und auf Stellen, welche nicht sehr abgelegen waren¹⁾: die Deutschen und andere nordische Völker aber lieber an Bässern und Flüssen; deswegen trifft man auch ihre Urnen gemeinlich nahe bei Flüssen an²⁾. Seit Obins Zeiten pflegten sie die Scheiterhaufen zur Verbrennung der Leichen in Schiffen anzulegen oder bedienten sich wenigstens einiger Theile von Schiffen zur Grundlage dazu³⁾. Das Ruhenthal ist sehr abgelegen von der Landstraße, fast unwegbar, ganz nahe an der Ruhr.

XXXIX.

3.

Die alte, sehr wahrscheinliche Sage, daß im gedachten Thale der Göze Grodo verehrt worden sei, gibt gleichfalls die Vermuthung, daß die Grabstätte eine deutsche sei. Ob hier ein allgemeiner Kirchhof oder nur ein einzelner Familien-Begräbnißplatz sei, wird nähere Untersuchung lehren. Ich vermuthe erstereß und glaube, daß die Benennung Ruhenthal ein Thal der Ruhe, oder nach dem westfälisch-märkischen Jdiotismus Rauenthal ein Thal des Trauerns bedeute. Beides eignet sich für ein Thal, wo Todte begraben sind. Man will zwar diese Benennung anderswo herleiten, nämlich von der vorbeisfließenden Ruhr, woher es anfangs Ruhrthal geheißen⁴⁾, oder, wie oben gesagt ist, gar von Grodo, woher es Grudenthal, Rudenthal, oder wegen der blutigen Opfer Rothenthal genannt worden; allein meine obige Vermuthung scheint natürlicher. Daß Grodo hier selbst verehrt wurde, hält man indessen für gewiß. Man glaubt, dieser Abgott sei eigentlich der Saturn gewesen, weswegen er auch Sater benannt ist; ich glaube aber vielmehr, daß er ein Fluß- oder Wassergott der Deutschen

¹⁾ Kirchmann de funeribus Roman. L. II. C. XXII.

²⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 110. Woche.

³⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 334 und 335.

⁴⁾ v. Steinens westf. Historie 4 Thl. 28. St. § 3.

gewesen ist. Er wurde stehend auf einem Fische, als dem vorzüglichsten Produkte der Flüsse, vorgestellt; in der einen Hand hielt er ein Rad, vielleicht als Symbol der Mühlen oder des schnellen Laufes der Flüsse; in der andern Hand hatte er einen Korb mit Früchten, als Symbol der Fruchtbarkeit des Wassers. Ein flatternder Gürtel, vielleicht die windige Beschaffenheit der Luft bei Flüssen anzudeuten, war um seine Lenden, und sein Kopf bloß und mit einem Neptunsbart¹⁾. Dieser Göze scheint seine Stelle als Wassergott auch bei anderen Flüssen hiesiger Gegend gehabt zu haben. Crudenburg an der Lippe hat von ihm den Namen. Man findet im Ruhenthal viele Reste von Mauern; ob solche aus Crodo's Zeit übrig sind oder von einem zerstörten Schlosse, ist ungewiß. Eine Kapelle ist vormalig hier selbst gewesen, welche man vielleicht auf die Stelle gebaut hatte, wo das Crodobild gestanden; denn es war gewöhnlich, daß die Christen an den Orten, wo die zerstörten Gözen verehrt waren, heilige, christliche Gebäude setzten.

XL.

4.

Die Gestalt der Urnen aus dem Ruhenthal kann ferner als Beweis dienen, daß die Grabstätte eine germanische sei. Die Form der römischen Urnen ist durchgängig zierlicher, wenigstens anders. Die im Ruhenthal gefundenen haben die genaueste Aehnlichkeit mit derjenigen, welche im Jahre 1674 an der polnischen Grenze gefunden, von Mellen²⁾ beschrieben und von Hoppel³⁾ in Kupfer (unter Nr. 4) nebst anderen Urnen abgebildet ist. Die Aehnlichkeit der gedachten sarmatischen Urne mit jenen des Ruhenthals läßt sich daher erklären, weil die Sarmater mit den Germanen vermischt und verwandt waren, indem beide Nationen von den Scythen abstammten und die Benennung der letztern endlich in den Namen der Sarmater und Germanen gänzlich überging⁴⁾.

¹⁾ Schedius de Diis German.

²⁾ Historia urnae sepulchral. Sarmat.

³⁾ Relation. curios. Part. IV.

⁴⁾ Plinius L. IV. C. XII; Strabo Geogr. L. XI. Allgem. Welt-
hist. 17. Thl. § 1.

XLII.

5.

Im Ruhenthalschen Grabe hat man weder Lanzen noch Thränengläser gefunden, welche doch gewöhnlich in den römischen Gräbern angetroffen werden. Die Grabstätte war auch obenher nicht gewölbt, wie meistens die römischen, sondern mit Erde ausgefüllt und bedeckt.

XLII.

6.

Die Römer sonderten sorgfältig die fremdartigen Theile, z. B. die Holzkohlen, von der Asche und dem Überbleibsel der Knochen, ehe sie diese in die Urne legten*). Die Deutschen waren bei der Sammlung der Leichenreste nicht so delikat. Die in den Urnen des Ruhenthals aufbehaltene Todtenasche und Knochenstücke waren mit kleinern und größern Stücken von Holzkohlen sehr stark vermischt.

XLIII.

7.

Geldmünzen, welche doch die Römer ihren Leichen mitzugeben pflegten und auch noch in römischen Gräbern gefunden werden, sind in der Ruhenthalschen Grabstätte gar nicht angetroffen. Die ältesten Germanen hatten vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern keine Münzen. Dieser Umstand beweiset, daß gedachte Grabstätte schon vor der Zeit der Bekanntschaft der Deutschen mit den Römern angelegt sein müsse, folglich außerordentlich alt sei. Weil nach Julius Cäsars Bericht**) den Leichen alles mitgegeben wurde, was ihnen im Leben lieb gewesen war: so würde man auch wohl einige Münzen in diesem Grabe gefunden haben, wenn man damals, als es angelegt wurde, schon Münzen gehabt hätte.

XLIV.

8.

Auch andere Sachen von eigentlichem Werthe, welche man oft in den römischen Gräbern findet, fand man in jenem Grabe nicht. Eine kleine silberne Schale, nebst ein wenig

*) Kirchmann de funeribus Roman. L. III. C. VII.

**) Julius Caesar de bello gall. L. VI.

Perlenkalk, war alles, was man eigentlich dahin rechnen kann. Das Nähere hierüber wird in dem Abschnitte, welcher die gefundenen Sachen erläutert, gesagt werden.

XLV.

9.

Es sind in dem Ruhenthalschen Grabe außer den menschlichen Knochenresten auch mehrere Knochen von Pferden gefunden. Dieses entspricht der mehrmals angeführten Nachricht des Tacitus und Cäsars, daß die Deutschen hätten mit ihren Leichen zugleich Pferde begraben lassen. Ich werde nachher zeigen, daß diese Knochen von keinen andern als deutschen Pferden Ueberbleibsel sind.

XLVI.

10.

Ebenso verhält es sich mit den im gedachten Grabe gefundenen verrosteten Eisenstücken, welche Reste von Waffen und Pferdegeschirr sind. Denn Tacitus versichert, daß die Deutschen ihren Leichen die Waffen mit ins Grab gegeben haben. Folglich ist diese Grabstätte eine germanische. Jedoch der hiervon genommene Beweis ist nicht so wichtig, wie die andern; denn auch die alten Römer gaben ihren Leichen zuweilen Waffen mit.

XLVII.

11.

Ein starker Beweis, daß das Ruhenthalsche Grab ein alt-deutsches ist, ist das darin gefundene steinerne Opfermesser oder der sogenannte Geraunit, welcher nachher näher beschrieben werden soll. So viel mir bekannt ist, hat man in echten römischen Gräbern dergleichen nie gefunden, wohl aber mehrmals in germanischen*). Weil bei den Deutschen das Eisen sowie andere Metalle selten waren, so waren sie freilich genöthigt, manches Geräthe, was man jetzt von Eisen schmiedet, von andern geschickten Stoffen zu verfertigen und unter andern sich scharf geschliffener Steine statt der Messer zu bedienen, so wie solches schon ältere Völker ebenfalls thaten**).

*) Happel relat. cur. Part. IV. Neueste Mannigf. 111. und 136. Woche.

**) 2. Buch Mos. 4, 25; Josua 5, 2 und 3.

XLVIII.

12.

Die Simplicität der übrigen gefundenen Sachen, welche ebenfalls nachher näher beschrieben werden sollen, bestätigt den alten germanischen Ursprung. In römischen Gräbern findet man, wo nicht kostbarere, doch wenigstens zierlichere Sachen, wenn dergleichen etwa den Todten mitgegeben waren. Zwar findet man in deutschen Gräbern zuweilen Ringe, Spangen, Hefte, Knöpfe u. dergl. von Metall, Elfenbein usw.*); es ist aber zu glauben, daß eben diese Gräber jünger sind als die Ruhenthalschen und erst damals angelegt wurden, da der durch die Bekanntschaft mit andern Völkern eingeführte Luxus solches verstattete.

XLIX.

13.

Ein in der oft gedachten Grabstätte gefundener Stein mit Charakteren gibt den bündigsten Beweis, daß sie eine altdeutsche sei. Es ist kein Zweifel, daß darauf eine Nachricht sich befinde, wer hier eigentlich begraben sei. Auch dieser Stein soll hernach genauer beschrieben werden. Die Charakteren oder Buchstaben sind, leider, nicht alle mehr leserlich; doch ist es gewiß und kennbar genug, daß sie runisch sind und der Stein eine Art von Grabstein vorstellen soll. Ihn muß ein Germane gemacht haben, und er muß für eine germanische Leiche bestimmt gewesen sein. Römer machten ihre Grabschriften mit römischen Buchstaben, welche, so alt sie auch sein und so viele Abbreviaturen sie auch haben mögen, sich doch erkennen und lesen lassen, wenn man darin eine kleine Uebung hat. Wäre hier ein Römer begraben, so würde er auch eine Grabschrift in lateinischer Sprache und mit lateinischen Buchstaben, höchstens in griechischer Sprache und mit griechischen Buchstaben, nicht aber mit runischen haben, deren sich nur die nordischen Völker bedienten.

L.

Daß das Ruhenthalsche Grab ein altes germanisches sei, ist also keinem Zweifel unterworfen. Nunmehr ist kürzlich die Frage zu beantworten:

*) Neueste Mannigf. loco citato; Happel relat. cur. l. c.

Von welchem germanischen Volke ist dieses Grab?

Das alte Germanien war ein weitläufiges Land. Seine Grenzen nach Westen waren der Rhein und der deutsche Ocean oder die Nordsee; nach Norden gleichfalls die Nordsee; nach Osten der finnische Meerbusen, der Sund und die Weichsel; nach Süden die Donau. So sagt Cluver¹⁾, und die Nachricht des Tacitus²⁾ von den Grenzen Germaniens stimmt damit ziemlich überein. Nachher sind noch Theile von Gallien und Sarmatten hinzugerechnet worden. In der allgemeinen Weltgeschichte³⁾ heißt es nach dem Bericht der römischen Schriftsteller, daß der Rhein die Deutschen gegen Abend von dem alten Gallien trenne, die Donau gegen Mittag, der hercynische Wald gegen Mitternacht, das germanische oder mitternächliche Meer gegen Nordwest, aber Scythien und Sarmatien gegen Morgen die Grenzen machten und die Deutschen mit diesen letztern Völkern an der Morgengrenze, sowie mit den Galliern an der Abendgrenze vermischt gewesen wären. Germanien hatte also in alten Zeiten einen ungeheuren Umfang und war viel größer als das jetzige eigentliche Deutschland.

LI.

Tacitus theilt⁴⁾ die Deutschen in drei Völkerschaften, nämlich in Isthävonier, Ingebonier und Hermionier. Plinius zählte zu diesen noch zwei andere, nämlich die Vandalen und Benciner oder Bastarner. In jeder Landschaft dieser fünf Völkerschaften hatten die Einwohner ihre eigenen und besonderen Namen, welche nach Zeit und Umständen, besonders weil sie oft aus einer Gegend in die andere zogen, umgeändert wurden, und welche alle anzuführen hier zweckwidrig sein würde. Man kann sie im Cluver⁵⁾ nachsehen. Nur von den Isthävonern bemerke ich, daß darunter die Friesen, Angrivarier, Chamaver, Ansibarii, Dulgibiner, Chassuarier, Marser, Tubanten, Marsacer, Ubier, Uspier, Tencterer, Sicamberer und Bructerer gehörten, welche Völker alle jetzt aber einen andern Namen führen.

¹⁾ Introd. in Geogr. vet. et nov. L. III. C. I.

²⁾ Tacitus de moribus German. § 1.

³⁾ 17. Thl. § 3.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 1.

⁵⁾ Introd. in Geogr. vet. et nov. L. III.

LII.

Die Sicambrer und Bructerer

sind hier am interessantesten, weil es gewiß ist, daß sie die Gegend, in welcher die Ruhenthalsche Grabstätte liegt, bewohnt haben. Denn die Sicamberer hatten ihre Wohnplätze an den Ufern des Rheins längst der Sieg, Ruhr und Lippe fast bis an die Weser. Ihr Gebiet erstreckte sich also unter anderm durchs Herzogthum Berg und die Grafschaft Mark¹⁾. Die Sicamberer waren tapfer und machten den Römern viel zu schaffen²⁾. Die Bructerer wohnten zwischen dem Rhein, der Ems und der Lippe³⁾. Es war eine respectable Nation. Um die Zeit des römischen Kaisers Trajan wurden auf einmal mehr als 60 000 Bructerer niedergemacht, und zwar von ihren eigenen Nachbarn, den Chamavern und Angrivariern⁴⁾. Sie zogen sich nachher höher hinauf, theils nach dem hercynischen Walde, wo der Brocken oder Bloßberg von ihnen den Namen bekam, theils ließen sie sich an der Ruhr nieder, wo die Schlösser Bruch bei Mülheim und Hattingen von ihnen noch den Namen haben sollen⁵⁾. Sie machten sich in der Folge in den fränkischen Bündnissen berühmt und zuletzt gingen sie theils mit den Franken nach Gallien, theils wurden sie von den sogenannten Sachsen, welche das Land einnahmen, vertilgt und ihre Namen gingen verloren⁶⁾. Von den alten Bructerern meldet Tacitus⁷⁾, daß bei ihnen die Velleda zu Hause gehört habe, welche eine berühmte Wahrsagerin war, und fast als Königin und Göttin nicht allein von ihren Landsleuten, sondern auch von andern benachbarten Germanen verehrt wurde. Bei wichtigen Vorfällen fragte man sie um Rath. Sie stand sogar bei den Römern in solchem Ansehen, daß sie ihr Gesandte und Geschenke schickten, um ihre Freundschaft zu erhalten; sie that

1) Steffens Geschichte der alten Bewohner Deutschlands; Cluver l. c. u. m. a.

2) Julius Caesar de bello gall. L. VI.

3) Tacitus Annal. L. I.

4) Tacitus l. c.; Masow Geschichte der Deutschen. 5. Buch.

5) Monumenta paderbornens.

6) Masow l. c.; Steffens Geschichte der alten Bewohner Deutschlands.

7) Tacitus de moribus German. § 3.

aber so göttlich vornehm, daß sie solche nicht einmal vorließ. Ueberhaupt ertheilte sie ihre Antworten und Entscheidungen nur gleichsam durch dritte Hand¹⁾. Sie hatte aber kein gutes Ende, denn Tacitus sah sie zur Zeit des Kaisers Vespasian in Rom, wohin sie als eine Kriegsgefangene gebracht war. Nach der Meinung einiger neuerer Schriftsteller²⁾ soll sie ihre Residenz auf einem Thurme an der Lippe bei Velen gehabt haben. Von dieser hochberühmten Person ist bei Keisler mehrmals zu lesen³⁾.

LIII.

Es ist also daran nicht zu zweifeln, daß die Ruhenthalsche Grabstätte eine uralte deutsche sicanberische, oder noch gewisser, eine brutterische sei. Älter als die Zeit der Sachsen, welche das Land einnahmen und deren Namen seitdem die Deutschen zum Theil führten, muß man sie halten, sowohl wegen der Einfachheit der darin gefundenen Sachen überhaupt, als besonders wegen der auf dem Steine befindlichen Schrift, von welcher ich nachher zeigen werde, daß sie vor der Sachsenzeit verfertigt sein müsse. Welche Personen aber eigentlich darin begraben sein mögen, ob es eine Druiden- oder fürstliche Familie sei? dieses könnte man vielleicht gewiß bestimmen, wenn man so glücklich wäre, die verstümmelte Aufschrift des Steines zu lesen. Ein gemeines Begräbniß ist es gewiß nicht, sonst würde es inwendig von allen Seiten nicht solche feste Mauern haben, als es wirklich hat, wie unten aus der Beschreibung desselben erhellen wird. Die vielen Gebeine und Urnen, welche sich in diesem gemauerten Behälter beisammen fanden, bestätigen solches gleichfalls. Die silberne Schale, wenn sie, wie ich fest glaube, eine Opferschale ist, sowie das schöne steinerne Opfermesser lassen vermuthen, daß ein Druiden- oberhaupt hier begraben und dessen Körperrest in der großen zerbrochenen Urne aufbehalten gewesen sei, und daß die anderen kleineren Urnen entweder für seiner Verwandten oder einiger Unterpriester Asche bestimmt gewesen. Aus den gefundenen weiblichen Zierrathen könnte man auch schließen, daß eine prophetische Jungfrau oder Urne hier zugleich beigesetzt sei.

¹⁾ Tacitus Histor. L. IV. § 14 und 15.

²⁾ Steffens l. c.

³⁾ Keisler in antiquitat. septentrional. pag. 472.

Nimmt man die Sage von einem auf diesem Platze gewesenen Götzenbilde dazu, so wird jene Vermuthung noch wahrscheinlicher. Es ist aber auch ebensowohl möglich, daß hier ein alter germanischer Fürst oder Held, nebst seiner Familie, sein Grab habe. Die Pferdegebeine bei seiner Urne und besonders die vielen verrosteten Eisenstücke von Waffen, welche nur ein Attribut der Vornehmen und Reichen waren, weil die gemeinen Germanen nur bloß Spieße und keine Schwerter noch Harnische hatten¹⁾, scheinen solches zu bezeugen.

LIV.

Nunmehr wende ich mich zur besonderen

Beschreibung der Ruhenthalschen Grabstätte

und Erklärung der darin gefundenen Sachen.

Das Grab ist 18 Fuß lang und $3\frac{1}{2}$ Fuß breit. Die Länge erstreckt sich von Abend nach Morgen. Schon andere alte Völker pflegten ihre Todten in dieser Richtung zu begraben²⁾, so wie es noch jetzt die Juden thun. Auch die alten Deutschen hatten diese Gewohnheit. Der Hofrath Eltester in Berlin machte ebenfalls diese Entdeckung bei den Urnen, welche er bei Teltow³⁾ häufig fand. Es ist eigentlich ein ausgemauerter Behälter oder Gang. Die Mauer nach der Muthseite ist 4 Fuß dick und äußerst fest. Die nach der Landseite ist nicht völlig so dick noch fest. Die Mauern gehen senkrecht bis zum Grunde ein Lachter tief. Ihre Steine sind starke Sandsteine, äußerst fest und zusammengekittet und nach innen hin gerade behauen. Der Boden ist nicht ausgemauert; oben ist auch kein Gewölbe, sondern das Grab war mit Erde ganz ausgefüllt. Daß obenauf ein Rasenhügel vormals gewesen sei, daran ist nicht zu zweifeln; durch die Länge der Zeit ist dieser abgetragen. Auf dem Grabe wird ein Rasenhügel errichtet, sagt Tacitus⁴⁾, denn sie verachten die Ehre schwerer Monumente. Daß indessen die alten nordischen Völker zuweilen ihre Gräber mit großen Steinen bedeckt haben, ist nicht zu leugnen. Die großen Steine in der Drente sollen, nach der Meinung

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

²⁾ Aelian L. V. variar. hist.

³⁾ Neueste Mannigfaltigkeit. 110. Woche.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 8.

einiger Gelehrten, Grabsteine der dasigen uralten Einwohner sein, welche der abergläubige Wahn sogar zu Riesen machte*). Daß man nicht unter allen solchen großen Steinen, welche man hier und da antrifft, Urnen findet, davon ist dieses die Ursache, weil manche solche Steine auch zu einem anderen Zwecke, z. B. Altären, Denkmälern, Grenzsteinen u. s. w. gedient haben, oder auch als Geschiebe von ungefähr dahin durch Naturrevolutionen gekommen sind. Daß man aber auch meistens die Urnen ohne daraufgelegte Steine findet, kommt daher, weil man dieselben ehemals weggenommen und zu Gebäuden benutzt hat.

LV.

Eine falsche Nachricht des Tacitus von den Deutschen**) fällt mir, bei Betrachtung der Ruhenthalischen Grabstätte, sehr auf. Er spricht den Deutschen alle Baukunst ab und sagt, sie hätten nicht einmal Gemente zu Mauerwerken gebraucht, noch Dachziegel. Daß sie keine Dachziegel zur Bedeckung ihrer Wohnungen angewandt haben, kann zwar wahr sein; aber gewiß ist es doch, daß sie die Kunst verstanden haben, Thon zu backen. Die Urnen oder Aschenkrüge sind ja von Thon, und wenigstens die Ruhenthalischen sind alle stark ausgebacken; einige zeigen sogar eine Art von Glasur, die vom heftigen Feuer entstanden sein muß, welches die Thonerde verglaset hat. Die in eben der Grabstätte gefundenen Ziegelsteine sind auch so gut wie die unsrigen, ja zum Theil stärker ausgebacken. Die Kunst der alten Deutschen, Steine mit Kalk und Kitt zu verbinden, zeigt sich auch an den Mauern des gedachten Grabes, welche, wie gesagt, außerordentlich fest sind. Daß die Baukunst selbst bei den allerältesten, rohesten und wildesten Völkern bekannt gewesen sein müsse und noch sei, kann wohl nicht in Abrede gestellt werden. Die erste Völkertrennung geschah ja während und nach dem babylonischen Thurmbau. Alle, die daran arbeiteten, mußten also von der Baukunst Kenntniß haben und sie in die neuen Länder, welche sie zu ihren Wohnplätzen wählten, mitbringen. Wer erstaunt auch nicht über die Beschreibung der großen und prachtvollen Gebäude, welche die Portugiesen und Spanier in Amerika bei den sogenannten

*) Happel relat. cur. T. IV.

**) Tacitus de moribus German. § 6.

Wilden antrafen? Neuere Reisende bestätigen gleichfalls, daß die Kunst, zu bauen, selbst den sonst unwissendsten Völkern nicht ganz unbekannt sei. Warum sollten also die alten Germanier, welche man sich so ganz und gar isolirt von allen anderen Völkern nicht denken muß, nicht auch die Mauerkunst, wenigstens das Grobe davon, gekannt haben, obgleich sie eben keine prächtigen Gebäude errichteten, sondern meistens in Zelten, Hütten und Höhlen wohnten und sogar ihre Götter nicht in Tempeln, sondern an freien Orten verehrten?

LVI.

Die Grabstätte oder der lange Gang, worin sich die Aschentrüge befanden, hat vorne und hinten eine Schlußmauer, ebenso dick und von eben den Steinen, wie die andern Mauern. Hinter der hintersten Schlußmauer fängt ein anderer gemauerter Gang an, welcher ebenso breit ist; die Länge desselben ist noch nicht entdeckt. Die Mauer, welche diesen Gang von dem ersten trennt, hat oben eine Oeffnung, einen Fuß im Durchschnitt groß, welches beweiset, daß eine Gemeinschaft zwischen beiden Behältnissen gewesen sei. Was in diesem letztern mit Erde verschütteten Gange steckt, ist noch nicht untersucht, denn man ist noch nicht bis auf den Grund gekommen. Als man ein Paar Schuhe tief gegraben hatte, fand man eine kleine Lage von Ziegelsteinen. Diese waren außerordentlich hart, fast verglasert und verbrannt. Wahrscheinlich ist dieses die Stätte, wo die Leichen verbrannt wurden, oder es ist das Gemach, wo man Speisen zum Leichenmahle bereitete, welches die Römer *Culina* nannten*), und jene Ziegellage ist der Herd gewesen. Diesen Gebrauch der Leichenmähler können die Deutschen mit den Römern vielleicht gemein gehabt haben**).

LVII.

Schon unter I habe ich bemerkt, daß sich im Ruonthale noch viele andere Ruinen von Mauern, theils in der Erde, theils oberhalb derselben befinden. Erst nach künstlicher genauer Untersuchung des ganzen Thals läßt sich mit Gewißheit bestimmen, ob diese Ruinen von dem ehemals dagewesenen Schlosse Ruenthal herrühren, oder ob ein Theil von ihnen

*) Kirchmann de funeribus Roman. L. IV. C. V.

**) Idem C. VI.

älter ist. Bei der Besichtigung einiger mit Erde bedeckt gewesenen Mauern in diesem Thale, nicht weit von der Grabstätte, fiel mir der Tempel der Tanfana ein, dessen Tacitus¹⁾ gedenkt. Möglich wäre es, daß er hier gestanden hätte. Zwar weist gedachter Schriftsteller diesem Tempel, welchen die Römer zerstörten, seine Stelle im Lande der Marser an; allein, weil die Marser nicht weit von hier wohnten, so kann Tacitus, welcher seine Nachricht nur vom Hörensagen hatte, um wenige Meilen wegen Lage des Tempels leicht geirrt haben. Dieser zerstörende Feldzug der Römer galt ohnehin zugleich den Brutterern und ihren Nachbarn, wie Tacitus versichert. Kein Gelehrter weiß es genau, wo der gedachte Tempel gewesen ist; ja man weiß nicht einmal, wie es mit der Göttin Tanfana und ihrem Tempelgebäude eigentlich beschaffen war²⁾.

LVIII.

Die Urnen.

Diejenigen Gefäße, worin die Griechen und Römer die Asche und Knochenüberbleibsel der verbrannten Leichen legten und aufbewahrten, hießen Urnae, Ossuaria oder Cineraria. Wir nennen sie Urnen, Aschentöpfe oder Leichenkrüge. Sie wurden bei jenen Völkern von mancherlei Stoffen verfertigt, je nachdem einer vornehm und reich war. Die Asche und Gebeine der Vornehmsten hatten goldene Urnen³⁾. Mehreren römischen Kaisern widerfuhr nach ihrem Tode diese Ehre⁴⁾. Im Jahre 1685 pflügte bei Fühnen ein Bauer 6 goldene Urnen aus⁵⁾. In der königlichen Kunstkammer zu Kopenhagen befinden sich 6 goldene Urnen⁶⁾, vielleicht sind es eben dieselben. Andere Urnen waren von Silber verfertigt⁷⁾. Andere von Erz⁸⁾, deren man auch in der Mark Brandenburg gefunden hat⁹⁾. Andere von Marmor oder Porphyr; dergleichen

¹⁾ Tacitus Annal. L. I. § 10.

²⁾ Allgem. Weltk. 17. Thl., S. 30 und 31.

³⁾ Homer. Iliad. 4.

⁴⁾ Aelian Spart. in vita Severi. Eutrop. de Trajan. etc.

⁵⁾ Beckmanns historische Beschreibung der Mark Brandenburg.

⁶⁾ Trogil Arnkiel cimbrische Heidenbegräbnisse.

⁷⁾ Ammian. Marcellin. L. XIX.

⁸⁾ Virgil. Aeneid. L. VI.

⁹⁾ Beckmann l. c.

eine hatte Kaiser Severus schon bei seinem Leben für sie verfertigen lassen, und als er sie gesehen und in die Hand genommen, soll er gesagt haben: Tu virum capies quem totus orbis terrarum non cepit (du wirst einen Mann umfassen, welchen der ganze Weltkreis nicht umfassen konnte¹⁾). Auch von Glas hat man sie gefunden. Die Urne des Cicero, welche im Jahre 1514 in der Insel Zanthé entdeckt worden, soll von Glas gewesen sein²⁾. Valentinus hat eine solche gläserne in seinem Museo museorum Tomus II abgebildet. Man hat sie auch von Holz verfertigt³⁾. Auch von Bergkry stall, vergoldetem Glase, Asbest, Eisen und Messing, und man trifft solche in nordischen alten Gräbern an⁴⁾. Die gebräuchlichsten Urnen, sowohl bei andern Völkern, als besonders bei den alten Deutschen, waren von Thonerde. Sie werden noch oft gefunden. Es gab Gelehrte, welche sie für Naturspiele oder von selbst in der Erde gebildete Geräthe hielten⁵⁾. Andere glaubten, es wären Geschirre für Pygmäen oder Erdmännchen⁶⁾, und darum nennt man sie auch an einigen Orten Zwergtöpfe; man glaubte gar ehemals, daß sie um die Pflingstzeit am besten ausgegraben werden könnten, weil sie alsdann von selbst sich sehr aus der Erde erheben⁷⁾. Selten glückt es, die thönernen Urnen unverletzt aus der Erde zu bringen, denn sie sind meistens, besonders wenn sie in einem sumpfigen Boden stehen, so mürbe, daß man sie kaum, ohne sie zu zerbrechen, anrühren darf. Wenn sie einige Zeit an der Luft gestanden haben, so werden sie wieder etwas hart und der in der Erde feucht gewordene Thon trocknet aus. Manchmal sind sie auch in der Erde schon zerbrochen oder von der daraufliegenden dicken Erdschicht zerdrückt. Dieses letztere ist auch der Fall beinahe mit allen Ruhesthalschen Urnen, woselbst noch zur Zeit nur eine einzige

¹⁾ Xyphilin. de Severo.

²⁾ Happel relat. cur. T. IV.

³⁾ Deutsche Encyclopädi. 3. Bd. Tit. Begräbnisurnen.

⁴⁾ Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen alter nordischer Völker. Wormii Monumenta danica.

⁵⁾ Matthesius in der Bergpostille. Münster in Cosmographia. Hagedorn in Miscellan. academ. nat. cur. Annal. II.

⁶⁾ Jo. Joston. Thaumato gr. nat. Georg. Agricola de natura fossil., etc.

⁷⁾ Valentini mus. museor. Tom. II.

ganz unverlegt herausgebracht ist, welche nahe an der Mauer stand, aber doch schief lag.

LIX.

Die Gestalt der Urnen, sowohl der römischen als germanischen, ist verschieden. Jeder Volksstamm der letztern scheint eine eigene Façon davon geliebt zu haben, wie die Abbildungen zeigen, welche man in verschiedenen Büchern findet*). Einige sind ohne Henkel; andere haben einen, zwei oder mehr Henkel. Einige haben Deckel, andere nicht. Einige haben einen platten, andere einen runden Boden. Einige, besonders römische, haben mancherlei Schnörkelwerk und Bildnisse. Die altdeutschen Urnen sind meistens am einfachsten gebildet, jedoch nicht so ganz geschmacklos, als man glauben möchte. Wer solche in Kunstskabinetten, wo Urnen aufbewahrt werden, gesehen hat, wird dieses finden.

LX.

Die im Ruhesthal gefundenen Urnen sind alle von einer festen, gut ausgebackenen Erde; fast wie das sogenannte kölnische oder koblenzer Steingut, noch sehr hart und fest. Ihre Scherben geben mit dem Stahl Feuer. Der Umriss ihrer Gestalt ist Tab. V Fig. 1 zu sehen.

Nur eine große, zwischen den andern angetroffene, war dicker und runder, nach den Scherben zu urtheilen; auch ihre Farbe war schwarz, dahingegen die Farbe aller übrigen weißgrau und blaßgelblich ist. An einigen ist eine Art röthlicher Glasur an der äußeren Fläche sichtbar, welche durch die große Hitze des Feuers, worin sie gar gebacken worden, entstanden zu sein scheint. Sie sind gewiß nicht aus freier Hand, sondern auf der Töpferscheibe verfertigt; denn sonst wären sie nicht so regelmäßig. Ohne Zweifel haben die alten Deutschen die Töpferscheibe von ihren Vorfahren oder Brüdern, den Scythen, bekommen; denn dieses Werkzeug erfand der berühmte scythische Philosoph Anacharsis**). Eine zerbrochene Urne schien, nach den Scherben zu urtheilen, etwas höher, aber auch enger, als

*) Montfaucon l'antiquité expliquée. Keisler in antiquitat. septentrional; Happel relatat. cur. T. IV. Neueste Mannigfaltigkeiten. 133. Woche und mehrere.

***) Polydor. Vergil. de rer. invent. L. II, C. XXV. Alexand. Sardus de rer. invent. L. II.

die übrigen gewesen zu sein. Diese war es, zwischen deren Trümmern sich die nachher zu beschreibenden weiblichen Bierathen befanden. Der Boden der meisten war flach, bei einigen aber war er konverg. Die meisten haben einen Henkel gehabt, so wie die abgebildete. Diese ist $6\frac{1}{2}$ Zoll hoch, ihre Mündung ist $2\frac{1}{2}$ Zoll weit; der Bauch hat im Umfang $14\frac{1}{2}$ Zoll, und der Boden oder Fuß im Durchschnitt $3\frac{1}{2}$ Zoll. An Flüssigkeit kann sie beinahe 3 Schoppen enthalten. Oben um den Hals herum sind verschiedene Kreise oder Riefe, ebenso auch um den Bauch. Der Boden ist am Rande zackenförmig eingedrückt. Ebenso sind auch die anderen beschaffen. Die große Urne, deren Bauch sehr weit und dick gewesen sein muß, hat sicherlich mehr als viermal so viel enthalten können als die übrigen. Der Boden derselben war ganz geblieben und hatte im Durchschnitt ungefähr einen halben Fuß. Die Scherben derselben waren durch und durch schwarz und ohne merkliche Glasur.

LXI.

Die Ziegelsteine und Platten von Schiefer.

Die Urnen standen alle auf und zwischen Ziegelsteinen, welche genau die Dicke, Größe und Form haben, wie sie noch jetzt bei uns verfertigt werden. Sie waren sämmtlich noch so roth, hart und frisch, als wenn sie erst heute in die Erde gelegt worden wären. Einige sind übermäßig hart ausgebacken und schier verglaset. Diese Entdeckung, daß Ziegelsteine nach so vielen Jahrhunderten in der Erde sich gut und unverändert erhalten, ist von großem Nutzen; denn man sieht daraus, daß sie zu unterirdischen Gebäuden sicher angewendet werden können, und daß sie in der Erde unzerstörlicher sind als außer derselben. Auf jeder Urne hat, als Deckel, ein Stück von gemeinem Schiefer (*lapis schistus nigricans friabilis* Linn.) gelegen, welches keine bestimmte Form hatte und gut und frisch erhalten war. In dem Schieferdeckel, welcher auf der großen Urne sich gefunden hat, waren an einer Seite, ein Zoll weit von einander, zwei runde gebohrte kleine Löcher. Vermuthlich ist durch dieselben ein Draht oder Band gezogen gewesen, womit der Schiefer an dem Henkel des Aschenkruges befestigt wurde. Daß diese Urnen solche einfache und keine künstliche Deckel hatten, die man sonst auf Urnen findet, zeuget, wie ich glaube, von fernem Alterthum. Durch den Druck der oberen dicken Erd-

schicht waren die Schieferdeckel platt herab nach dem Boden der Urnen gesenkt, sodaß zwischen ihnen und dem Boden dasjenige zusammengepreßt war, was in den Urnen gewesen ist, da indessen die Scherben derselben seitwärts lagen. Die größte Vorsicht wurde beim Ausgraben derselben beobachtet, so daß sie nicht während dieser Arbeit zerbrochen werden konnten, sondern schon vorher zerbrochen sein mußten. Die Zahl der bisher herausgebrachten Urnen, welche, außer der einzigen unverletzten, bloß nach den Scherben und der größtentheils ganz gebliebenen Böden berechnet werden kann, wird sich zu acht belaufen.

LXII.

In den Urnen befand sich ein schmierichter, fetter, mit Erde vermischter Klumpen, welcher die ganze Höhlung derselben ausfüllte, einen moderigen Erdgeruch hatte und sich wie eine harte Seife anfühlen ließ. Diese Masse war von braungrauer Farbe, es ließen sich aber weiße Fettklümpchen darin erkennen. Sie ist ohne Zweifel von den aus den Knochenresten durch Länge der Zeit entwickelten Fetttheilen entstanden, welche sich mit der laugenhaften Asche des verbrannten Körpers und Scheiterholzes vermisch hatten und folglich eine Art von Seife bildeten. Ohnehin gehen in der Erde die weichen Theile des thierischen oder menschlichen Körpers zuweilen in eine fette, schmierige, seifenhafte Substanz über. Als man in den Jahren 1786 und 1787 in Paris die Abhebung und Reinigung des Kirchhofes der Innocenz vornahm, fanden sich mehrere Leichname, deren weiche Theile in ein solches seifenhaftes Wesen übergegangen waren*). Daß das Fett in der Erde sich lange erhalte, haben schon andere bemerkt**). Die Todtengräber finden oft große Klumpen von Menschenfett in der Erde. Aber daß so viele Jahrhunderte lang das Fett in den Urnen sich unverweslich in der Erde zusammengeronnen erhalten hat, ist eine merkwürdige Erscheinung und läßt auf Unzerstörbarkeit desselben schließen. Könnten nicht unsere Theologen solchen Umstand gegen diejenigen anwenden, welche die Auferstehung des Fleisches aus demjenigen Grunde leugnen, weil der Körper ganz verweset, ohne einen materiellen Keim zu einem

*) Wagners Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten. 4. Thl.

**) Garmann de miraculis mortuor. L. III, Tit. II, § 38.

künftigen neuen zurückzulassen? Das Rudiment des Embryo, aus welchem sich nach und nach alle festen Theile des Körpers bilden, ist ja nichts anderes als eine Art eines fettigten Schleimes, an welchem anfänglich keine Organe sichtbar sind. Hätten die alten Rabbiner es gewußt, daß an sich das Fett in der Erde unverweslich wäre, obgleich es sich mit der Erde vermischt und darin zertheilet: so würden sie vielleicht nicht auf die vom *Rabbi Ischaja*¹⁾ erfundene und mitgetheilte Fabel von dem unverweslichen Knöchlein Luz oder Luz gekommen sein, woraus bei der Auferstehung der neue Körper gebildet werden soll²⁾. Daß sich in und bei dänischen Urnen mehrmals eine fette Materie finde, ist übrigens von einigen Schriftstellern bemerkt³⁾; ob aber dieser Fettstoff von eben der Art, wie der von mir beschriebene, sei, kann ich nicht sagen.

LXIII.

Zwischen diesen fettigten Erdklumpen befanden sich in den Urnen, sowie auch bei denselben Holzkohlen, in kleinen und großen Stücken, theils ganz, theils nicht völlig ausgebrannt. Es sind gewiß Nester des Scheiterhaufens, auf welchem die Leichen verbrannt waren. Ihrer ist eine ziemliche Menge, und sie beweisen, daß die alten Deutschen bei Sammlung der Asche und Knochenreste der Leichen nicht so genau verfahren haben, als die Römer, welche letztere, wie schon u. XLII bemerkt ist, bei ihrem *Ossilegium* sorgfältig alles Heterogene von den Knochen und der Leichenasche absonderten, ehe sie diese der Urne anvertrauten. Ich habe diese Kohlen so genau, als möglich war, mit Kohlen von allerlei Holz verglichen und muß urtheilen, daß sie meistens von Fichten- oder Tannenholz sind, welches auch, wie schon unter XVII bemerkt ist, als ein leicht brennbares Holz von den Römern mit zu dem Scheiterhaufen genommen wurde⁴⁾. Jedoch erkenne ich unter denselben auch Kohlen von Wacholderholz. Daß die alten Deutschen ohnehin sich keines Eichenholzes dazu bedient haben, ist wahrscheinlich, weil ihnen die Eiche zu heilig war. Aus einer schon

¹⁾ In Bereschit Rabba.

²⁾ Caps. Bauhin theatr. anatom. C. XLVIII.

³⁾ Rhodens cimbrische Antiquitäten, Remarquien.

⁴⁾ Kirchmann de funeribus Roman. L. III, C. I.

oben angeführten Stelle des Tacitus *) erhellet, daß die vornehmen Deutschen besondere Holzarten (*certa ligna*) zu ihren Scheiterhaufen gewählt haben. Vermuthlich waren diese Wacholderholz oder andere ähnliche wohlriechende und balsamische Hölzer, welche, sowie jenes, häufig in dem rauhen Germanien wuchsen. Die Holzkohlen in den Ruhenthalschen Urnen erklären also jene Schriftstelle. Die Leichen der gemeinen Deutschen mögen statt des Wacholder- oder Tannen- oder Fichtenholzes wohl nur Buchenholz oder allerlei Reisig zum Holzstoß bekommen haben. Da übrigens die in und bei den Urnen gefundenen Holzkohlen noch sehr gut erhalten sind, obgleich sie in der Erde etwas feucht geworden waren: so läßt sich daraus auf die Unzerstörlichkeit der Kohlen schließen, deren Säure ohnehin von der Säure des Erdsalzes nicht zersezt werden kann, und welche in neueren Zeiten selbst als Arzneimittel gegen Fäulniß von den Aerzten gepriesen werden. Daß das Laugenhafte der Asche, zwischen welchen sie lagen, sie nicht angegriffen hat, solches schreibe ich den Fetttheilen zu, mit welchen jene sich verbunden hatte.

LXIV.

In der Grabstätte sind zweierlei Knochen gefunden, nämlich menschliche und Pferdeknochen. Die Pferdeknochen machen den größten Theil aus. Es sind viele darunter, welche vom Brande wenig oder fast nichts gelitten haben. Dieses ist wegen der Größe des Pferdekörpers, welcher nicht so leicht als der menschliche im Scheiterhaufen verbrannte, natürlich. Ganze Wirbel- und Beckenbeine sind noch darunter kennbar, obgleich sie sehr mürbe und zerreiblich sind. Besonders sind die Zähne noch ganz gut erhalten, welche zum Theil bloß da lagen, theils in Stücken von fast vermoderten Kinnladen noch in Reihe und Ordnung standen. Die Glasur daran ist noch ganz frisch. Diese hat offenbar die Zähne gegen die Vermoderung gesichert; denn die Wurzeln derselben, welche natürlich keine so dauerhafte Glasur haben, sind weniger gut erhalten. Sie scheint unzerstörbar zu sein, wenigstens, wenn sie vor der Luft bewahrt ist, mehrere 1000 Jahre zu erfordern, ehe sie aufgelöst wird. Von ihrer Festigkeit und ihrem Nutzen kann man die Schriften der Anatomiker und Physiologen nachsehen. Weil

*) Tacitus de moribus German. § 27.

die Zähne kein Periostium, wie andere Knochen haben und nicht haben durften, da man sonst damit nicht hätte kauern können, so hat die weise Natur ihnen zur Beschützung diese harte, glasartige Minde gegeben; denn ohne dieselbe wird der Zahn bald faul. Schon Plinius¹⁾ bemerkt, daß die Zähne der Todten der Verwesung widerstehen. Auch Riolan²⁾ stimmt ein. In den ägyptischen Mumien, wenn sie auch mehrere 1000 Jahre alt sind, finden sich die Zähne durchaus unverletzt³⁾. Daß sie unter der Erde, wenn auch alle anderen Knochen längst verzehrt sind, unverweslich und hart geblieben sind, haben auch andere beobachtet⁴⁾. Obgleich sie zwar nicht ganz unverbrennlich sind, so können sie doch auch länger als alle anderen Knochen dem Verbrennen widerstehen. Wegen der Dauer der Zähne hielten einige alte Kirchenlehrer dieselben für den Körperamen zur künftigen Auferstehung⁵⁾. Gewiß widerstehen Zähne in der Erde länger dem Verderben, als bei noch Lebendigen, wo sie beim Essen und Trinken von manchen scharfen Sachen oder innerlicher Verdorbenheit der Säfte, besonders vom Skorbut angegriffen werden.

LXV.

Die Pferdeknochen haben nicht in den Urnen, sondern neben und bei denselben in der Grabstätte gelegen. Es waren mehrere als von einem Pferde da; alle aber beweisen, daß die Pferde, denen sie zugehört haben, sehr klein gewesen sein müssen. Angestellte Vergleichen der Knochen, besonders der Zähne, zeigen augenscheinlich, daß diese Pferde gerade von der Rasse derjenigen wilden Pferde waren, als diejenigen sind, welche sich in den Wäldern Westfalens, vorzüglich hiesiger Nachbarschaft, z. B. im Emscherbruch und Duisburgerwalde, noch jetzt zahlreich aufhalten. Die alten, im Ruhenthal begrabenen Sicamberer oder Bructerer haben ihre Pferde sicherlich daher genommen, und unsere jetzigen hiesigen wilden Pferde sind Nachkommen jener. Zwar bekamen die Germanen ehemals von ihren Grenznachbarn allerlei, worüber sie sich sehr freuten,

¹⁾ L. XXXVI, C. XVII.

²⁾ Comment. in Galen. l. de ossib.

³⁾ Radzivil. itiner. hierosolim. Gryoh. de Mumia wratrislav.

⁴⁾ Vit. Rietlin. lin. med. 1700 M. sept.

⁵⁾ Terullian de resurrectione pag. 73.

z. B. schöne Waffen, goldene Halsketten, Pferdegeschirr und besonders auch schöne Pferde sowohl als öffentliche, wie auch als Privatgeschenke¹⁾; allein, das geschah doch selten, und sie mußten sich meistens mit ihren eigenen Pferden behelfen, zogen diese auch wirklich den fremden vor²⁾. Cäsar sagt³⁾, daß die Pferde, welche die eigentlichen Gallier vorzüglich liebten und theuer bezahlten, nach Deutschland gebracht, nicht geachtet wurden, sondern daß sie die bei ihnen geborenen Pferde, obgleich sie unansehnlich und schlecht wären, gebrauchten und solche durch tägliche Uebung zu den schwersten Strapazen abhärteten. Die Kavallerie der Tenkerer, naher Nachbarn der Brukterer, war noch die beste unter der germanischen Nation⁴⁾; wie schlecht muß es also mit der übrigen Reiterei in diesem Stück bewandt gewesen sein? Denn wenn auch gleich die Reiter gut abgerichtet waren, so daß sie weder Sattel noch Steigbügel gebrauchten, sogar dieses für schändlich hielten, und dennoch schnell auf- und absteigen konnten, auch wohl zu Fuß fochten⁵⁾: so waren doch die Pferde selbst unansehnlich, weder groß noch schnell, und überhaupt lange nicht so gut als die römischen⁶⁾. Cäsar erzählt⁷⁾, daß er einmal von den Ubiern und benachbarten Völkern eine Anzahl Reiter gegen die Gallier übernommen habe; weil aber die Pferde derselben nicht viel taugten, so hätte er ihnen von seinen eigenen römischen Pferden die erforderlichen statt derselben gegeben.

LXVI.

Die Menschenknochen,

welche in den Urnen gefunden sind, sind zwar größtentheils verbrannt und die Reste derselben sehr mürbe; man konnte aber bei sehr vielen noch genau kennen, was für Knochen solche gewesen. Daß sie nicht gar vermodert, sondern zum Theil noch erhalten sind, ist theils dem Umstande zuzuschreiben, daß sie so tief in der Erde lagen (denn je tiefer die Körper in der Erde begraben sind, desto länger widerstehen sie

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

²⁾ Ibidem.

³⁾ Julius Caesar L. IV. de bello gall.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 10.

⁵⁾ Julius Caesar de bello gall. L. IV.

⁶⁾ Tacitus l. c. § 2; Julius Caesar l. c.

⁷⁾ Julius Caesar de bello gall. L. VII.

der Verwesung¹⁾, theils mögen die beigemischten Kohlen auch die gänzliche Vermoderung verhindert haben. Mehrere Stücke von Rippen, ein Schulterknochen, Theile vom Hüftbein, Rückgratswirbel, ein Stück von der steinigten Portion des Schläfenbeines, ein Paar Knochen von der Mittelhand und mehrere andere ließen sich deutlich unterscheiden. Die Vergleichung, welche ich mit diesen kenntlichen Knochen anstellte, ergab das unvermuthete Resultat, daß sie durchgängig nicht größer waren, als die Knochen eines Skelets aus unserm jetzigen Zeitalter, und dieses überzeugt mich, daß die alten Deutschen im mindesten nicht größer von Statur des Körpers gewesen, als wir noch jetzt sind. Es sind fast alle alten Schriftsteller darin einig, daß sie den Germanen eine außerordentliche Körpergröße beilegen. Egesippus sagt²⁾, sie übertreffen an Körpergröße und Todesverachtung alle andern Nationen. Cäsar sagt³⁾, sie hätten bei ihrer unglaublichen Tapferkeit und Geschicklichkeit mit Waffen eine entsetzliche Körpergröße. Columella versichert⁴⁾, die Natur habe Deutschland mit recht sehr großen Menschen gezieret. Tacitus⁵⁾ erhebet ebenfalls die gewaltige Leibeslänge der Germanen bei der Leichtigkeit ihrer Waffenführung, und an einem andern Orte sagt er⁶⁾, die Deutschen wären zwar schmutzig und nackend, aber deswegen doch von bewunderungswürdiger Größe. Solinus, Herodianus, Pomponius Mela und noch viele andere stimmen ein, daß die Deutschen sehr groß gewesen wären. Aber allen diesen Zeugnissen widersprechen die im Ruhenthal gefundenen Menschengelbeine. Es wäre zu wünschen, daß man künftig bei Entdeckung anderer alten germanischen Grabstätten auf diese Beobachtung merken möchte, ob es sich allgemein bestätigte. Ich erinnere mich nicht, die Bestätigung irgendwo gefunden zu haben, daß die alten Deutschen wirklich nicht größer gewesen, als die neuern sind. Nur in der allgemeinen Weltgeschichte⁷⁾ wird gesagt, daß in den alten Gräbern, welche in Dänemark

¹⁾ Felix Plater Cent. problem. posthum. Qu. 9.

²⁾ Egesippus L. II.

³⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

⁴⁾ Columella de Agricultura L. VII.

⁵⁾ Tacitus Annal. L. XX.

⁶⁾ Tacitus de moribus German. §. 6.

⁷⁾ Allgemeine Welthist. 32. Thl. S. 335.

angetroffen werden, sich nicht, wie der gemeine Mann glaubt, Riesengebeine, sondern nur Knochen und Menschen unserer Größe befinden. An einem andern Orte *) heißt es: „Man glaubte ehemals, daß die nordischen Völkern überhaupt in den ältesten Zeiten Riesen gewesen, allein die Knochen und Gerippe, welche man jetzt in den nordischen Grabhügeln findet, zeigen, daß das Geschlecht der Vorfahren nicht ansehnlicher und besser wie der Stamm ihrer Nachkommen gewesen sei. Die älteren französischen Schriftsteller, welche jene alten Normänner genau kannten, melden auch nichts von ihrer besonderen Größe, sondern reden nur von ihrer bewunderungswürdigen Gelenksamkeit, Lebhaftigkeit und Stärke; die kam aber von ihrer harten Erziehung.“ Dauerhaft und stark sind die alten Germanen gewiß gewesen. Ihr Knochengebäude, welches nach vielen Jahrhunderten der völligen Verwesung widerstanden hat, beweiset solches schon einigermaßen, und noch mehr ist dieses zu vermuthen, weil ihre einfache, rohe Lebensart, ihre frühe Neigung zur Jagd, zu Waffenübungen und kriegerischen Spielen, ja selbst ihr rauhes Klima sie nothwendig robust machen mußte. Ihre Thatkraft empfanden die Römer oft genug. Deswegen ist es aber nicht schlechterdings nothwendig, daß sie auch hätten eine riesenmäßige Leibeslänge haben müssen. Ich wenigstens halte alles für Fabel, was die römischen Schriftsteller über diesen Punkt von ihnen gemeldet haben, um desto mehr, da sich schon natürlicher Weise vermuthen läßt, daß in dem ehemaligen wegen seiner vielen Waldungen und Sümpfe kalten Germanien die Körper nicht so groß werden konnten, weil bekanntlich in kalten nördlichen Ländern noch jetzt die kleinsten Menschen angetroffen werden. Wären die alten Deutschen wirklich solche Halbriesen gewesen, so hätten sie sich auch wohl größerer Pferde als der kleinen wilden zum Reiten bedienen müssen. Tacitus, Cäsar und andere lateinische Geschichtsschreiber, welche die Germanen so außerordentlich groß schildern, haben, so wie in einigen anderen Stücken, also auch in diesem, gewiß manches übertrieben. Gines Theils suchten sie etwa eine Ehre darin, daß sie ihre Feinde, welche sie besiegt hatten, als wichtig vorstellten, damit das Verdienst der Besiegung größer sei; oder auch, sie suchten eine Art von Entschuldigung für sich darin, wenn es ihnen mit der Besiegung der Deutschen nicht eben so glücken wollte,

*) Seite 345.

als sie es sonst mit anderen Völkern gewohnt waren. Andern Theils mochte ihre den Deutschen zugeschriebene Größe bloß mit Beziehung auf ihre eigene kleine Statur gemeint sein. Panische Furcht konnte auch wohl zu Grunde liegen, denn Anblick und Kleidung der Germanen war ganz anders als bei andern Völkern. Sie sahen sehr wild und fürchterlich aus. Als Varus mit seinem Heere nach Deutschland kam, erfuhr er, wie Vellujus Paternulus¹⁾ schreibt, daß die Germanen Leute wären, welche, außer Glieder und Stimmen, nichts Menschliches an sich hätten und mit dem Schwerte nicht zu bezwingen wären. Andere Schriftsteller²⁾ malen sie ebenso schrecklich. Einer³⁾ sagt sogar, sie hätten so fürchterlich ausgesehen, daß man ihr Angesicht und die Schärfe ihrer Augen nicht habe ertragen können. Sie hatten durchgängig, wie Tacitus⁴⁾, der beste Kenner der alten Deutschen, sagt, blaue Augen und feuerrothe Haare. Schlenker⁵⁾, ein neuer Schriftsteller, führt dieses von den alten Deutschen gleichfalls an, er hat aber zugleich noch den Irrthum von der Körpergröße derselben beibehalten. Der Anblick solcher blauäugigen Rothköpfe, welche noch dazu oft ihr Haar und den Bart lang wachsen ließen⁶⁾, muß sehr abschreckend gewesen sein, da sie gewöhnlich in die Schlacht mit bloßem Kopfe gingen⁷⁾, oder statt der Sturmhauben Hörner oder Kopfhäute von wilden Thieren aufsetzten, wie solches Plutarch besonders von der cimbrischen Reiterei anmerkt⁸⁾, weßwegen sie dann auch größer schienen, als sie wirklich waren. Ihre Thierfelle, welche sie umhingen, gaben ihnen ein noch furchtbareres Ansehen. Hierzu das Getöse ihrer Spieße und Schilder vor und in den Schlachten und ihr sonstiges ungestümes Wesen⁹⁾. Dann auch ihre natürliche Tapferkeit, welche sogar den Weibern eigen war¹⁰⁾. Alles dies

¹⁾ Historiar. L. II.

²⁾ Ammian. Marcell. L. XV. Juvenal. Sat. XIII. etc.

³⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

⁴⁾ Tacitus de moribus German. § 2.

⁵⁾ Deutschland, ein historisches Gemälde.

⁶⁾ Tacitus de moribus German. § 10.

⁷⁾ Herodianus.

⁸⁾ Masow, Geschichte der Deutschen. II. Bd.

⁹⁾ Tacitus de moribus German. § 2.

¹⁰⁾ Florus. L. III. C. III.; Julius Caesar de bello gall. L. I.

machte die Nation respectabel, und es war leicht möglich, daß die Römer solches auf eine vorzügliche Körpergröße übertrugen; so wie man noch in neuern Zeiten Körpergröße mit dem Begriff von Tapferkeit verband, wovon die Nolandssäulen ein Beweis sind.

LXVII.

Die Eisenstücke,

welche in der Grabstätte bei den Urnen gefunden sind, waren sämmtlich äußerst verrostet; eine Kruste von Rost lag Fingers dick darauf. Nur ein dünner Kern zeigt noch, daß es Eisen sei. Kaum läßt sich erkennen, welches ein Geräthe es habe sein sollen. Einige Handgriffe von Schwertern, die, nach der Kleinheit der Griffe zu urtheilen, von keiner sehr großen Hand geführt sein mußten (ein Umstand, welcher gleichfalls bestätigt, daß die alten Deutschen keine sehr großen Menschen gewesen sind), sowie auch Fragmente von Pferdegebissen konnte man noch ziemlich gut unterscheiden. Daß die Germanen ihren Leichen die Waffenrüstungen mit ins Grab gegeben haben, ist schon oben aus dem Tacitus erwiesen, und solches wird hierdurch bekräftigt. Von Erz oder Kupfer fand man nichts, obgleich dieses die Deutschen eher und mehr als das Eisen gekannt und gebraucht haben sollen¹⁾, welches ich jedoch nicht glaube. Die allerältesten Grabstätten sind wohl diejenigen, worin das Hausgeräthe, Keile, Hämmer, Pfeile, Dolche, Messer usw. von Stein angetroffen worden²⁾, weil Stein das allerbekannteste und allgemeinste Subject zur Verarbeitung ist. Die Gewohnheit der Deutschen, ihren Leichen die Waffenrüstung mit ins Grab zu geben, hat noch lange gedauert. Im Grabe des fränkischen Königs Childerich, der im fünften Jahrhundert lebte, welches 1653 zu Tournay entdeckt wurde, fand man nebst dem Siegelring und Schreibzeug auch das Schwert dieses Königs³⁾. Die noch heutige Sitte, den Leichen hoher Kriegsbefehlshaber den Degen und andere Kriegsattribute aufzulegen, rührt noch von jenem Gebrauche her. Auch bei einigen wilden Völkern herrscht noch jetzt diese Sitte. Weil die Indier glaubten,

¹⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 110. Woche.

²⁾ Ibidem.

³⁾ Chifflet. Anastas. Hilderici Montfaucon Monuments de la Monarch. franç.; Tom. I.

daß die Seelen der Verstorbenen sich im Lande der Geister noch auf die gewöhnliche Art beschäftigten und ihren Unterhalt auf der Jagd erwerben, auch dort mit Feinden kämpfen mußten: so begraben sie die Leichen mit ihren Bogen, Pfeilen und übrigen Waffen¹⁾.

LXVIII.

Die Schale,

welche man im Grabe fand, ist von Silber. Sie hat die Gestalt einer runden kleinen Theetasse oder des oberen Theils eines Salzfaßes. Am Rande ist sie zerbröckelt und überall grün angelauten. Ich halte sie für eine Opferschale; denn die germanischen Priester und Priesterinnen fingen das Opferblut in Schalen auf, um daraus zu weissagen²⁾. Das dabei gefundene steinerne Opfermesser scheint solches zu bestätigen. Man hat vielleicht sowohl die Schale als das Messer bei dem Todtenopfer des Druiden, Fürsten, oder wer auch der hier begrabene Vornehme gewesen sein mag, gebraucht und ihm demnächst in die andere Welt mitgegeben. Ihre Form und Größe ist Tabelle V Fig. 2 zu sehen. Das Gewicht derselben beträgt nicht viel über 2 Loth, denn sie ist sehr dünn.

Obgleich sie von Silber ist, die Deutschen aber wenig edle Metalle hatten, so scheint es doch, daß sie die Opferschalen, wegen der Wichtigkeit ihres Gebrauchs oder bei Leichenopfern der Vornehmen, von kostbarem Metall andern Schalen von geringeren Stoffen vorgezogen haben. Vermuthlich haben sie dieselben durch Tausch an sich gehandelt, denn sie bekamen ja wohl aus andern Ländern und von den benachbarten Völkern goldene Ketten und andere kostbare Geschirre, sowohl zum Geschenk als durch Tausch³⁾.

LXIX.

Der Donnerkeil,

welchen man gleichfalls im ruhenthatlichen Grabe fand, verdient eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Figur 3 gibt den Umriß. Er ist 4 Zoll lang, oben rund abgestumpft, in der Mitte beinahe 1 Zoll dick, unten 2 Zoll breit und platt, und scharf zugeeschliffen. Er ist schön polirt, von weiß-bläulich-grüner

¹⁾ Carvers Reisen durch die innere Gegend von Nordamerika.

²⁾ Schedius de Diis German.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

Farbe. Der in den neuesten Mannigfaltigkeiten¹⁾ abgebildete und ebendaselbst²⁾ beschriebene, bei Potsdam gefundene Keil, welchen der Verfasser für eine Jaspisart hält und von welchem er sagt, daß im Repositorium der Tenzelschen curiosen Bibliothek ein genau ähnlicher beschrieben wäre, ist dem gedachten Donnerkeil vollkommen ähnlich. Der meinige ist ein wahrer Malachit, jener wird also gleichfalls von dieser Steinart sein; denn die Farbe trifft gerade überein. Daß die gemeine Meinung durchaus irrig sei, als wenn dergleichen Steine mit dem Donner in die Erde geschlagen würden, woher sie auch den Namen *Donnerkeile*, *Donnersteine*, *Donnerärte* haben, solches versteht sich wohl von selbst; sowie auch, daß es Aberglaube sei, was einige, sogar in anderer Rücksicht gelehrte Männer³⁾ von ihren wunderbaren Wirkungen sagen. Man findet sie oft in und bei alten deutschen Aschentöpfen⁴⁾. Man muß sie nicht mit den *Belemniten* verwechseln, welche auch wohl *Donnersteine* oder *Donnerkeile* genannt werden, aber langrund wie ein abgestumpfter Pfeil sind und ins Thierreich gehören, dahingegen jene aus dem Mineralreich genommen und durch Kunst verfertigt sind. Sie sind immer von harter Steinart, und zwar meistens von Hornstein und Marmor; bald größer, bald kleiner. Man nennt sie eigentlich *Seraunien* oder *Cerauniten*. Mehrere habe ich gesehen, und noch jetzt liegt einer vor mir, welchen ein Fachmann vor etlichen Jahren bei Paderborn, nahe bei einer Mühle, gefunden hat. Es ist ein gemeiner Hornstein, 6 Zoll lang, und gibt mit Stahl Feuer wie jeder andere Feuerstein.

LXX.

Die Form der Cerauniten ist mancherlei. Einige haben genau die Gestalt wie Zimmerkeile, sind oben stumpf und unten platt und breit. Andere haben an ihrem stumpfen Ende ein Loch und sind wie Hämmer oder auch Aelte gebildet. Man findet davon Zeichnungen bei mehreren Schriftstellern, z. B. bei

¹⁾ 111. Woche.

²⁾ 136. Woche.

³⁾ Rumphius, Amboinische Raritätenkammer.

⁴⁾ Schulzens Nachrichten von den in Sachsen gefundenen Todtenköpfen.

Olaus Wormius¹⁾, Gesner²⁾, Stobäus³⁾, Valentin⁴⁾, Rumpf⁵⁾ usw. Leherer sagt, daß in Indien sehr viele gefunden wurden, und zwar nicht allein von Stein, sondern auch von Metall, und daß die Malayen solche *Gig hi Gontur* und *Batu gontur*, die Chinesen aber *Luyfhy* d. h. Donnerzahn, nannten, weil sie glauben, der Donner sei ein Thier mit einem Stierkopfe und speie diese Zähne, wenn er zornig sei, mit Brüllen aus. Daß die Gerauniten Werkzeuge der alten Völker gewesen, welche sie aus Mangel des Eisens zu Reilen, Hämmern, Pflugscharen und Holz- und Steinärten gebraucht haben, daran ist nicht zu zweifeln. Diejenigen, welche man in den alten Gräbern findet, sind den Leichen mitgegeben, um sie in der andern Welt zu gebrauchen, so wie sie dieselben in ihrem Leben gebraucht hatten; diejenigen aber, welche man hier und da auf Feldern oder an andern Orten findet, ohne daß da ein Grab ist, sind höchst wahrscheinlich verloren oder ehemals verworfen. Man kann übrigens über die sogenannten Donnerkeile ein mehreres nachlesen in Schröters lithologischem Reallexikon unter dem Titel: Donnerärte.

LXXI.

Der in der Ruhenthalschen Grabstätte gefundene Geraunit eignet sich weder zum Reil, noch zur Axt, zur Pflugschar ist er zu klein und zu schön; ebensowenig kann er eine Axt oder ein Hammer sein, weil er ohne Loch ist, durch welche ein Stiel hätte gesteckt werden können. Seine Schärfe am platten breiten Ende zeigt, daß er als Messer gedient habe, und zwar höchst wahrscheinlich ein Opferrmesser gewesen sei, welches beim Leichenopfer gebraucht und etwa einem hier begrabenen Priester als Attribut beigelegt worden. Daß sich alte Völker der scharfen Steine zu Messern bedient haben, ist schon oben bemerkt. Viele wilde Völker gebrauchen noch jetzt scharfgeschliffene Steine zu ihren Waffen und als Messer. Man findet besonders zu Mexiko sogar noch Scheermesser von Stein, welche man ehemals gebraucht und unter dem Namen *Coltelli indiani di sustanza*

¹⁾ Museum wormianum C. XII. L. I. Sect. II.

²⁾ De Figuris rerum fossilium.

³⁾ Opuscula.

⁴⁾ Museum Museorum P. I. C. XX.

⁵⁾ Rumphius, Amboinische Raritätenkammer. 3. Bd. Cap. 9.

di Pietro Focara bekannt sind ¹⁾. So findet man auch in den nordischen Ländern von Europa noch manchmal Steine wie Dolche und Spieße zugeschliffen. Ehemals wurde in Nordjütland die Spitze eines Wurfspießes, welche von Kieselstein gemacht war, bei einer mit Knochen und Asche angefüllten Urne gefunden ²⁾. Daß die alten nordischen Völker sich steinerne Schwerter und Streitärte bedienten, welche sehr scharf waren, haben verschiedene Schriftsteller angemerkt ³⁾. Sie verstanden die Kunst, harte Steine zu schleifen, sehr gut. Man glaubt sogar, daß sie hätten Steinmassen durch Kunst verfertigen können und daß manche ungeheure Steine, welche sie nachließen, wirklich auf diese Weise gemacht wären. Im Jahre 1700 wurde in Jütland einer gefunden, in welchem man, nachdem er zersprengt worden, 120 alte Pfennige entdeckte, welche darin verschlossen gewesen, wie in der allgemeinen Welthistorie aus der Schrift: *nova litteraria maris balthici*, angeführt wird.

LXXII.

Bei dieser Gelegenheit theile ich (Figur 4) den Umriss eines Stückes von einer echten alten deutschen Streitart mit, welche vor ein paar Jahren nicht weit von Bochum gefunden ist. Ein Bauer, welcher beschäftigt war, die uralte große Wurzel eines vor Menschengedenken abgehauenen Eichenbaumes auszugraben, weil sie ihn in seinem Acker hinderte, traf sie 4 Fuß tief in der Erde an. Sie wurde meinem Schwiegersohne, dem Apotheker Döring in Bochum, gebracht, welcher sie unter andern Kunst- und Naturfachen aufbewahrt. Sie ist von reinem Kupfer, obgleich verrostet. Ihre Länge beträgt, bis zum abgebrochenen spitzern Ende, wo sie ausgekehlt ist oder eine Rinne hat, 5 Zoll; ihre Dicke in der Mitte 1 Zoll, und das platte, breite und sehr scharfe Ende ungefähr 2 Zoll in der Breite. Ich habe nicht erfahren können, ob der Bauer noch etwas mehr dabei gefunden habe. Vermuthlich ist an dem Orte, wo sie lag, ein alter deutscher Ritter begraben. Der Umstand, daß sie unter und bei einer Eiche lag, scheint diese Vermuthung zu bestärken,

¹⁾ Francisc. Ximenes L. X. P. II. C. XIII.

²⁾ Olaus Wormius. Museum L. I. Sect. II. C. XIII.

³⁾ Rothe de Gladiis veterum imprim. Danorum. Saxo Grammaticus. Pontoppidan. Danske Atlas. Rodens cimbrische Antiquitäten-Remarquen.

denn die Eichen waren den alten Deutschen heilig, und weit ältere Völker pflegten ihre Todten unter Eichen zu begraben¹⁾.

LXXIII.

Der zungenförmige Stein.

Ein anderer besonderer Stein (Figur 5) lag nahe bei der großen Urne. Es ist ein gemeiner Sandstein, ungefähr eine Spanne lang, 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Er ist etwas gekrümmt und hat fast die Gestalt einer Zunge. Seine Flächen sind glatt. Er scheint bloß von der Natur gebildet und geschliffen zu sein, und die Kunst hat an seiner Form keinen Antheil. Vermuthlich hat man ihn aus den Steinen, welche in mancherlei zufälliger Gestalt sich in der nahen Ruhr befinden, ehemals herausgelesen und der Leiche beigelegt. Er muß etwas bedeuten, denn er war der einzige dieser Art, welcher sich im Grabe befand. Ich glaube, daß es ein Schleifstein gewesen ist, welchen einer der Verstorbenen und hier Begrabenen zur Polirung seiner Waffen gebraucht hat. Bei dänischen und holsteinischen Urnen trifft man ähnliche Schleifsteine an²⁾.

LXXIV.

Der Feuerstein.

Noch fand man nahe bei den Scherben der größern Urne einen Stein von der Größe einer halben Faust. Er ist unförmlich und ein gemeiner Feuerstein (*Silex pyromachus* Linn.). Ich glaube, daß ihn einer der Verstorbenen ehemals zum Feuer schlagen gebraucht und man ihm denselben zu diesem Behuf in die andere Welt mitgegeben habe. Es kann auch sein, daß an diesem Steine das Feuer zum Leichenbrande geschlagen und er aus Aberglauben beigelegt worden ist. Durch Zufall ist er wenigstens nicht ins Grab gekommen, denn in der Nachbarschaft desselben gibt es keine Steine dieser Art³⁾.

¹⁾ 1. B. Mos. 35, 8. 1. Sam. 31, 13. 1. Chron. 11, 12 usw.

²⁾ Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten nordischen Völker. Schleswigisches Magazin S. 287.

³⁾ Anmerkung des Herausgebers. Der Feuerstein tritt im Hauenthal in großen Mengen zutage, so an der südlichen Seite des Hauses des Vorstehers Friedrich Schröder.

LXXV.

Oben ist schon erzählt, daß eine von den in dem Grabe gefundenen Urnen, nach den Scherben zu urtheilen, etwas enger und höher als die übrigen gewesen sei. Vermuthlich war sie das Behältniß weiblicher Leichenreste. Denn zwischen und bei den Trümmern dieser Urne fanden sich mehrere besondere Dinge, welche zum weiblichen Gebrauche gedient zu haben scheinen. Sie müssen also einer Germanin zugehört haben. So wie man den Männern dasjenige, was ihnen im Leben lieb und nöthig gewesen war, mitgab: so gab man auch den Weibern dasjenige mit, was ihnen im Leben nützte, es sei nun Fugsache oder weibliches Arbeitszeug gewesen. In den Wendenschen Urnen, welche man 1768 bei Potsdam fand, waren Ringe, Hefte, Stifte von Knochen, Knöpfe, Kräusel, Haarnadeln, ein kupfernes Scheermesser, Ohrgehänge von Glasperlen usw.¹⁾ In andern, ehemals bei Götbus gefundenen Wendenschen Urnen waren gleichfalls Nadeln, Hefte, Haken und Knöpfe²⁾. Beckmann³⁾ versichert, daß man in den Brandenburgischen Urnen Haarnadeln, Ohrgehänge, mancherlei bunte Korallen von Thon, Glas und Bernstein, Halsketten, Armbänder und Finger- ringe, sogar goldene, gefunden habe. Auch Mellen⁴⁾ erzählt, daß in den zu seiner Zeit nicht weit von Posen ausgegrabenen sarmatischen Urnen Nadeln von Silber und Kupfer nebst andern Sachen angetroffen worden, worunter auch ein Donnerkeil war. Daß besonders die nordischen Völker gewohnt gewesen, zu der Asche der vornehmen Leichen Gold, Silber und Kleinodien mancher Art in die Urnen zu legen, bestätigen mehrere Schrift- steller⁵⁾. Den Kinderleichen legte man sogar ihr Spielzeug bei⁶⁾. So trifft man noch jetzt in den alten dänischen Gräbern, nebst allerlei Hausgeräthe, Spielzeug für Kinder, Nadeln, Ringe, Spangen, Schleiffsteine, Messer, Amulette und kleine Götzenbilder

¹⁾ Neueste Mannigfaltigkeiten. 105. 110. 133. 136. Woche.

²⁾ Happel relat. cur. P. IV.

³⁾ Beschreibung der Kurmark Brandenburg. 2. Thl.

⁴⁾ Historia urnae sepulchral. sarmat.

⁵⁾ Saxo grammat. Hist. Dan. L. VIII. Keisler in antiquitat. septentrional. pag. 115.

⁶⁾ Müllers Versuch einer Abhandlung von den Urnen der alten nordischen Völker.

an¹⁾. Einige wilde Völker haben noch den Gebrauch, ihren Todten allerlei Kostbarkeiten mit ins Grab zu geben. Obiedo sah das Begräbniß eines Kaziken von St. Domingo, welchem seine Juwelen und diejenigen Dinge, die ihm am liebsten gewesen waren, mit ins Grab gegeben wurden²⁾. Eben dieses war in Mexiko üblich³⁾. Carver in seinen Reisen durch die innere Gegend von Nordamerika sagt, daß die Indier, außer der Kleidung und allerlei Hausrath, sogar Farben, um sich zu bemalen, den Todten mit ins Grab geben. Die in der Ruhestätte gefundenen weiblichen Werkzeuge und Nützlichen sind übrigens weder von äußerem Werthe noch Schönheit. Diese Simplicität zeugt desto mehr vom höhern Alterthum derselben. Denn goldene und silberne Zierrathen dieser Art, welche man in andern weiblichen Urnen angetroffen hat, deuten, wie schon oben (XLVIII) bemerkt ist, auf ein jüngeres Zeitalter, in welchem die Deutschen an edlen Metallen reicher und mit dem Luxus bekannter waren. Die gefundenen weiblichen Attribute sind folgende:

LXXVI.

Ein steinerner Knopf.

Er ist plattrund aus einem schwarzblauen harten Marmor gebildet, sehr glatt polirt, hat die Größe einer kleinen welschen Nuß, rund umher eine Rinne und ein von der plattrunden Fläche bis durch die andere bringendes Loch, welches so groß ist, daß eine dicke Federspule durch dasselbe gesteckt werden kann. (Figur 6). Er ist gerade so gestaltet, wie die Wirbel, deren sich die Frauen ehemals, und in einigen Gegenden noch jetzt, zum Spinnen und Zwirnen des Garns bei der Kunkel, statt der Spule bedienen, um die Spille durchzustechen. Unstreitig hat er auch der alten hier begrabenen Germanin dazu gedient. Das eigentliche Spinnrad und der Haspel sind, wie bekannt ist, neuere Erfindungen. Daß die altheutschen Schönen das Spinnen und andere Flachsarbeit verstanden haben, ist gewiß, denn die Weiber, besonders die Priesterinnen, trugen Kleider von Leinwand (XXVII). Selbst die vornehmen Damen der frühen deutschen

¹⁾ Camerers Schreiben von einigen Merkwürdigkeiten der holsteinischen Gegenden. Müller loco citato.

²⁾ 3. Stück S. 49.

³⁾ Ibidem pag. 51.

Zeit hielten es für keine Unehre, sich mit Spinnen und Weben zu beschäftigen. Die vornehmen Mädchen und Weiber der nordischen Völker verfertigten nicht allein für sich und ihre Anverwandten, sondern sogar für ihre Bedienten Kleider; zuweilen nöthigten die Hofbedienten eines Königs ihn zur Heirath, damit ihre Kleider ausgebessert würden*). Andere Völker pflegten ehemals zu den Leichen der Weiber einen Rocken und eine Spindel zu legen**). Es ist also so auffallend nicht, daß auch die Deutschen solches thaten.

LXXVII.

Ein kleines Knöpfchen.

Es ist von der Größe einer dicken Erbse, mehr viereckig als rund, von Eisen, welches sehr verrostet ist. Es hat eine Höhlung, welche an einer Seite nur offen ist. Vermuthlich war es ein Ohrgehänge oder ein Halsornament oder der Kopf einer eisernen Nadel. Einen andern Nutzen davon kann ich mir nicht denken.

LXXVIII.

Zwei Fischzähne.

Diese (Figur 7) lagen ebenfalls in der gedachten Urne bei den übrigen Sachen. Einer von ihnen ist ungefähr $\frac{3}{4}$ Zoll lang, der andere etwas kleiner. Beide sind sehr weiß und etwas gekrümmt, ziemlich spitzig, ganz platt auf ihrer Fläche, inwendig aber hohl; übrigens so gebildet, wie die bekannten Zahnsteine oder Meerzähne (Entalia, Dentalia), welche unter die Meergewächse oder Muscheln gerechnet werden, weil in ihrem röhrichtigen Innern ein Wurm (Terebella) wohnt. Jedoch halte ich die gedachten beiden Stücke für wirkliche Zähne, entweder von einem großen Hecht, Stör oder einem andern Fische, welche durch die Länge der Zeit versteinert worden. Daß sie als Hefte oder Nadeln zum weiblichen Putze gedient haben, daran ist nicht zu zweifeln. Sie sind der Asche der weiblichen germanischen Leiche beigelegt worden, weil zu der Zeit vielleicht die Metalle noch zu selten in Deutschland waren, von denen man sonst in andern Aschenküngen Nadeln und Hefte angetroffen hat.

*) Allgem. Welthist. 32. Thl., S. 346.

** Neue Quartalschr. zum Unterricht und Unterhaltung. 1786. 3. Stück S. 52.

Daß die alten Germanen statt anderer Nadeln oder Nägel Fischgräten gebraucht haben, solches scheint aus einer Stelle des Tacitus zu erhellen*); es kann also auch sein, daß ihnen die Fischzähne dazu dienten. Ein anderes knöchernes Ding, 1½ Zoll ungefähr lang, an dem einen Ende spitz, am andern platt und breit, wie eine Schaufel (Figur 8), fast wie ein menschlicher Schneidezahn gestaltet, etwas gekrümmt, befand sich auch dabei. Es ist wahrscheinlich ebenfalls als Nefnadell gebraucht. Es ist so weiß wie Elfenbein.

LXXIX.

Ein schmales längliches Stück Zinn.

Dieses (Figur 9) war an seiner äußern Fläche etwas zerfressen, im Schnitt zeigte es sich wie das reinste Zinn. Weil es in der Urne beschützt gelegen hat, so wird es deswegen unverfehrt geblieben sein. Es hat genau die Gestalt eines Haarspießes, so wie ihn noch jetzt die Bäuerinnen in hiesiger Gegend zur Befestigung ihrer Haarflechten gebrauchen. Ich glaube also, daß dieses Stück zu eben dem Gebrauch des germanischen Mädchens oder Weibes gedient habe, dessen Nefte hier aufbewahrt wurden. Die alten deutschen Schönen müssen überhaupt viel auf ihren Haarpuz gehalten haben, weil in mehreren Urnen sich Haarnadeln, Haarzangen und andere zum Haarschmuck gehörige Sachen gefunden haben**).

LXXX.

Ein weißes Pulver.

Dieses lag in einem kleinen Klümpchen beisammen zwischen der fetten Asche in der Urne. Es sah wie zerfallener Kalk aus, hatte aber etwas Glanz. Die Quantität mochte ungefähr 3 Gran an Gewicht betragen. Ich halte dieses Pulver für verfallte Perlen. So selten die Perlen bei den alten Deutschen waren, so kann es doch sein, daß die Germanin als eine vornehme Person einige in ihrem Leben zum Schmuck, entweder am Halse oder in den Ohren getragen habe, welche man ihrer Asche beifügte, mit der Zeit aber verfallt wurden. Daß es indianische Perlen gewesen sein sollen, läßt sich nicht denken; desto wahrscheinlicher aber ist es, daß es schottländische

*) Tacitus de moribus German. § 6.

**) Neueste Mannigfaltigkeiten. 136. Woche.

gewesen sind: denn die alten Deutschen hatten mit den Britanniern eine enge Verbindung. Tacitus¹⁾ hält den Ursprung der Britanniern und Germanen für eben denselben, versichert auch²⁾, daß die britannischen Perlen schon zu seiner Zeit bekannt gewesen. Da auch in den gemeinen Fluß- und Teichmuscheln nicht selten Perlen, obgleich von schlechter Art angetroffen werden³⁾: so läßt es sich noch leichter erklären, woher die alte Germanin solche genommen haben könne.

LXXXI.

Bei der großen Urne wurde noch ein besonderes Ding gefunden, welches wie ein Hörnlein (Figur 10) gestaltet war und wirklich eine hornartige Substanz hatte, ungefähr ein Zoll lang, inwendig hohl, an dem einen Ende stumpfspitzig und geschlossen, am andern dick und offen war und abgebrochen schien. So räthselhaft mir dieses Stück selbst, dessen Gebrauch, und die Ursache, warum es der Leiche beigelegt worden, anfangs vorkam, so zweifle ich doch nunmehr nicht, daß es der Nagel oder die Kralle einer Bären- oder Wolfzunge und ein Ueberrest desjenigen Thierpelzes sei, welchen der hier Begrabene in seinem Leben getragen, und nachdem sein Körper verbrannt worden, mit ins Grab bekommen hat. Daß man den Leichen auch Kleidungsstücke in die andere Welt mitgegeben habe, obgleich man sie eigentlich nicht mit verbrannte, scheint gewiß zu sein. Bekannt ist es auch, daß die alten Germanen sich in Thierhäute kleideten. Die Kralle der etwa am Pelze gebliebenen Tagenhaut konnte länger, als das übrige des Pelzes, der Vermoderung widerstehen, und darum scheint sie bis jetzt in der Erde erhalten zu sein. Daß Hörner und Thierklauen der Fäulnis ebenso sehr als harte Knochen in der Erde widerstehen, solches ist schon von andern bemerkt⁴⁾.

LXXXII.

Ein mit fremden Charakteren bezeichneter Stein, oder der Runenstein.

In der Grabstätte, seitwärts der großen zerbrochenen Urne,

¹⁾ Vita Julii Agricola. § 4.

²⁾ Ibidem § 5.

³⁾ Berlinisches Magazin. 4. Bd., St. 2, § 109.

⁴⁾ Garmann de miraculis mortuor. L. III. Tit. II, § 37.

lag ein vorzüglich merkwürdiger Stein. Seine Form ist ein unregelmäßiger Würfel (Figur 11).

Die Höhe beträgt über 10 Zoll, die Oberfläche 11 Zoll, die untere Fläche $8\frac{1}{2}$ Zoll. An einer Seite ist die untere Fläche etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll gerade abgehauen. Die Oberfläche ist etwas konver, die untere aber eben. Es ist ein grober, gemeiner, weiß-grauer, aber doch fester Sandstein und grob behauen. Auf der Oberfläche sind Furchen, ziemlich tief, aber sehr roh eingehauen, welche ungefähr 1 Zoll weit voneinanderstehen, und zwar in ziemlich gerader Linie, aber nicht nach der Länge und Breite, sondern schräg von einer Ecke nach der andern laufen (Tabelle I). Zwischen diesen Furchen, welche als Hauptlinien erscheinen, sind noch viele unordentliche Linien, welche von der groben Behandlung des Steinmeßers, welcher ihn ausgebildet hat, entstanden sind. Auf der obern oder breitem konvergen Fläche befinden sich viele äußerst rauh geformte Charakteren, theils oberflächlich, theils tief eingehauen, welche meistens $\frac{1}{2}$ Zoll lang sind. Diese Charakteren sind zum Theil auf den Furchenlinien, zum Theil zwischen denselben angebracht, fast wie Musiknoten. Die meisten fließen mit den gedachten Linien ineinander, wodurch ihre Gestalt sehr undeutlich wird; viele sind auch abgestoßen, daher entsteht noch mehr Undeutlichkeit. Auch die Ecken der Oberfläche sind hier und da abgestoßen. Die theils tiefere, theils oberflächlichere Einhauung der Charakteren muß, wie es scheint, eine eigene Bedeutung haben, weil sich einigemal ein und ebenderfelbe Charakter nahe beisammen befindet, wovon der eine tief und gleichsam eingebohrt, der andere aber flach ist. Daß diese Charakteren nicht zufällig auf den Stein gekommen, sondern mit Fleiß gemacht sind und überhaupt eine Beziehung auf die Grabstätte und die darin befindlichen Zeichenreste, wenigstens eine besondere Bedeutung haben und eine Schrift vorstellen, ist gewiß. Denn nur die Oberfläche des Steines ist, wie gesagt, mit Charakteren bezeichnet; auf der untern und den Seitenflächen findet man aber nichts dergleichen. Auch kommen einige Charakteren mehr als einmal vor, und bei aller anscheinenden Unregelmäßigkeit ist doch eine gewisse Ordnung bei denselben nicht zu verkennen. Sie haben keine Aehnlichkeit mit den hebräischen, alten und neuen griechischen und lateinischen, syrischen oder irgend anderen mir bekannten Buchstaben. Auch nicht mit den Steinschriften, welche

Pokole¹⁾ in den Morgenländern gesammelt oder auch andere Reisende in andern Ländern angetroffen haben. Unter denen in neueren Zeiten in Sibirien gefundenen unbekannten Steinschriften, welche in den neuesten nordischen Beiträgen²⁾ beschrieben und abgebildet sind, befinden sich zwar einige wenige Buchstaben, welche mit den gedachten Charakteren einige Aehnlichkeit haben, aber auch diese Aehnlichkeit ist für nichts zu rechnen. Die größte Gleichheit haben sie mit der sogenannten Runenschrift; denn mehrere Charakteren lassen sich bei dem ersten Anblick als runische erkennen, so daß daran kein Zweifel übrig bleibt, daß die Schrift auf dem Steine runisch sei. Wer entweder Runensteine oder auch nur echte Abbildungen derselben gesehen, wird solches zugeben. Die Schriften auf denselben sind fast immer zwischen zwei Linien oder Furchen eingeschlossen³⁾. Auf jenem Steine sind eben solche Linien oder Furchen; jedoch hat der Künstler, welcher die Charakteren eingehauen, entweder mit Willen, oder weil er zu nachlässig und unvorsichtig verfuhr, viele gerade auf den Linien, und die Linien selbst nicht gerade, sondern schräglaufend angebracht, zum größten Nachtheil der Deutlichkeit der Schrift. Zierlichkeit ist hier überhaupt gar nicht, sondern aus der ganzen Arbeit scheint die äußerste Simplität und Rohheit hervor. Alles zeigt die Kindheit der Schreibkunst mit runischen Buchstaben. Deswegen wage ich es zu vermuthen, daß dieser Runenstein wohl der älteste von allen bisher bekanntlich existirenden sein möge, und daß alle, welche sich in Schweden, Dänemark und anderen nordischen Ländern befinden und daselbst noch zur Zeit entdeckt sind, später als dieser verfertigt worden. Um den Werth dieses Steines desto besser beurtheilen und schätzen zu können, finde ich für nöthig, hier von der Schreibkunst der Deutschen und von den Runen überhaupt etwas umständlicher zu handeln; besonders auch, weil die Auffindung der Runensteine, zwar in den eigentlichen nordischen Ländern nicht selten, dagegen aber im eigentlichen Deutschland etwas Außerordentliches ist, folglich eine desto größere Achtung verdienet.

¹⁾ Beschreibung des Morgenlandes. 1. Thl.

²⁾ 2. Bd. Tit. 8.

³⁾ Allgem. Welthist. 31. Thl., S. 588.

LXXXIII.

Man hat es für ungewiß halten wollen, ob die alten Germanen, da sie überhaupt in Künsten und Wissenschaften hinter anderen damaligen Nationen weit zurück waren, die Kenntniß der Buchstaben oder die Kunst des Schreibens gehabt hätten, weil Tacitus ausdrücklich sagt¹⁾, weder ihre Männer noch Weiber hätten das Geheimniß der Buchstaben (*secreta litterarum*) gehabt. Indessen hat gedachter Schriftsteller, sowie in einigen andern Stücken, welche die Germanen betreffen, auch in diesem geirrt, wenn er nicht etwa, wie ich glaube, unter dem Geheimniß der Buchstaben die gewöhnliche Schreibkunst nicht, sondern die Cryptographie oder geheime Schreibkunst andeuten wollen, deren sich oft die Römer bedienten²⁾. Vielleicht hat er auch unter *secreta litterarum* bloß die Liebesbriefe verstanden, mit denen sich die deutschen Jünglinge und Mädchen nicht abgaben; wenigstens sollte man solches fast aus dem Zusammenhange, in welchem er dieses sagt, schließen. Tacitus sagt auch an einem andern Ort selbst³⁾, die Deutschen pflügten Zweige von den Bäumen mit gewissen Notizen zu bezeichnen und solche zum Weissagen zu gebrauchen. Wenn man nun auch nicht annehmen will, daß diese Notizen gerade sogenannte runische Charakteren gewesen wären, als welche ursprünglich nur einfache Striche waren: so sagt eben dieser Schriftsteller doch⁴⁾, es wären zu seiner Zeit an der Grenze Germaniens und Rhätien's Denkmäler und Grabhügel mit griechischer Buchstabenschrift vorhanden gewesen; und anderswo⁵⁾ erzählte er noch, daß ein gewisser chatti'scher Fürst an den römischen Senat Briefe gesandt habe, worin er versprochen, ihren Feind Arminius hinzurichten, wenn man ihm dazu Gift übersenden wolle. Auch Cäsar sagt⁶⁾, daß sie sowohl in öffentlichen als Privatangelegenheiten sich griechischer Buchstabenschrift bedient

¹⁾ Tacitus de moribus German. § 6.

²⁾ Breithaupt Ars deciferatoria § 5.

³⁾ Tacitus de moribus German. § 4.

⁴⁾ Ibidem. § 1.

⁵⁾ Tacitus Annal. L. II. C. XII.

⁶⁾ Julius Caesar de bello gall. L. IV.

hätten und an einem anderen Orte¹⁾ versichert er, daß man im Lager der Helvetier Tafeln gefunden und ihm gebracht hätte, worauf mit griechischen Buchstaben eine Berechnung der aus ihrer Heimath gezogenen Völker verzeichnet gewesen. Daß damals die Deutschen und eigentlichen Gallier griechische Buchstaben gebraucht haben, mag wohl daher kommen, weil eine griechische Pflanzstadt zu Marseille war, von daher die griechische Schrift erst nach der Schweiz und demnächst weiter nach Deutschland gebracht ist²⁾. Daß die alten Germanen die Kunst zu schreiben verstanden haben, ist also ausgemacht gewiß; ob aber die griechischen Buchstaben die ersten gewesen, welche die Deutschen kennen lernten, imgleichen, ob die Runenschrift, welche hier und da etwas Ähnlichkeit mit der griechischen hat, von dieser abstamme oder von einer andern, welche älter als die griechische ist, solches ist ungewiß. Wahrscheinlich dünkte es mir, daß die Runenschrift älter als die griechische sei, und die Deutschen jene seit undenklichen Zeiten her gekannt haben. Ein gewisser Schriftsteller³⁾ versichert, daß die nordischen Völker lange vor Erfindung der lateinischen und ehe die Kenntniß der griechischen Buchstaben zu den Römern gekommen wäre, ihre eigene Buchstabenschrift gehabt hätten, welche sich noch auf Steinen und Felsen befände. Er meint die Runenschrift. Sie soll von den alten Scythen abstammen⁴⁾. Weil nun, wie schon oben bemerkt ist, diese die Stammeltern der Deutschen gewesen sein sollen: so wäre es leicht zu erklären, warum die letztern schon so früh zur Kenntniß der gedachten Schrift gekommen sind. Andere glauben, daß die Cimbrer die Erfinder der runischen Buchstaben und diese schon 600 Jahre vor den Zeiten Karls des Großen auch bei den Germanen üblich gewesen wären⁵⁾. Einige schreiben die Erfindung derselben dem Odin, jenem berühmten Gotte der nordischen Völker, zu; allein die Runen sind wahrscheinlich viel älter als Odin. Dieser hat sie zwar in die nordischen Länder eingeführt, aber nicht selbst erfunden, sondern von den Scythen erlernt.

¹⁾ Julius Caesar de bello gall. L. I.

²⁾ Allgem. Welthist. 17. Thl., S. 46, N. Du.

³⁾ Magnus Histor. Succ. L. I. C. VII.

⁴⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl., S. 388.

⁵⁾ Breithaupt Ars deciferatoria.

LXXXIV.

Das wahre und eigentliche Alter der runischen Buchstaben läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Ein schwedischer Schriftsteller¹⁾ behauptet, daß sie wenigstens schon 300 Jahre vor Christi Geburt entstanden wären und aus dem damals abgekommenen jonischen Alphabete ihren Ursprung hätten. Ein anderer, Namens Johann Giöran s s o n, welcher viele Holzschnitte von Runen unter dem Titel: *Vautil* herausgegeben hat, setzt gar einen schwedischen Runenstein in 2000 Jahre nach Erschaffung der Welt²⁾, und ebenso bestimmen andere die Zeit der Sündfluth als den Anfang der Runenschrift³⁾. Dieses ist übertrieben, so wie auf der andern Seite diejenigen irren, welche die Erfindung erst ins 11. Jahrhundert setzen. Daß wenigstens um die Zeit oder gleich nach der Zeit der christlichen Zeitrechnung schon die Runenschrift gebräuchlich gewesen sei, ist mehr als wahrscheinlich: denn im 4. Jahrhundert wurden die alten einfachen Runencharakteren von den Gothen verbessert und dadurch vollkommener gemacht, daß sie den einfachen Strichen, woraus sie bestanden, Stützen oder Anhänge gaben, welche man an den Buchstaben des gothischen Alphabets sieht. Der gothische Bischof Ulfila, welcher um das Jahr Christi 380 unter dem Kaiser Valens lebte, soll von diesem Alphabete der Erfinder sein⁴⁾. Er übersezte das neue Testament in die gothische Sprache und schrieb es mit gedachten Buchstaben. Von den Runenbuchstaben sagt auch schon ein alter Schriftsteller⁵⁾, welcher anfangs des 6. Jahrhunderts lebte, daß sie unter den Franken üblich gewesen waren. Er beschreibt sogar ihre Art, sie einzuschneiden.

LXXXV.

Die Benennung *Runenschrift* hat ihren Ursprung vom alten Worte *Rona*, lernen oder gelehrt sein⁶⁾, oder nach der Meinung anderer vom alten Worte *Rynner*, welches Furchen

¹⁾ Beuzels Entwurf einer Geschichte des schwedischen Volkes.

²⁾ Allgem. Welthist. 31. Thl., S. 579.

³⁾ Ibidem S. 574.

⁴⁾ Ibidem S. 336 und 487.

⁵⁾ Vennatius Fortunatus.

⁶⁾ Sternhielm. Praefat. ad Edit. Evangel. Ulphilae.

oder Einschnitte bedeutet¹⁾. Beide Herleitungen sind passend. Letztere, weil die Runen selbst nicht allein eingeschnitten, sondern auch, obgleich nicht immer, doch gewöhnlich zwischen Furchen gestellt sind; erstere aber, weil die Kenntniß der Buchstaben eben nicht bei jedem alten Deutschen oder Normann, sondern nur bei ihren eigentlichen Gelehrten zu suchen war. Nur die Druiden oder Priester werden die Kunst zu lesen und zu schreiben verstanden haben, so wie noch lange nach Einführung des Christenthums die Gelehrsamkeit bloß ein Eigenthum der Geistlichen und Mönche war und blieb. Diejenigen, welche bei den eigentlichen nordischen Völkern die Schreibkunst verstanden, nannte man *R u n a m e s t a r e* (Runenmeister), und diese machten ein eigenes Kollegium aus²⁾. Daß auch die Priesterinnen und Wahrsagerinnen der alten nordischen und deutschen Völker die Runen verstanden haben, ist wahrscheinlich. Ihre Benennung *Alruna* oder *Alironia*, welche eine kluge und weise Frau bedeutet, scheint davon herzukommen³⁾.

LXXXVI.

Die Schriften, für welche man etwas für die Nachwelt aufbewahren wollte, wurden überhaupt in den alten Zeiten auf Felsen und Steinen eingegraben. Nachher bediente man sich auch des Holzes, der Metalle, der Thierhäute usw. dazu. So ging es auch mit der Runenschrift, die ältesten und meisten trifft man in Stein gehauen an; doch wurden sie auch von den nordischen Völkern in großen Fischgräten, Baumrinden, hölzernen Tafeln oder auch Stäben gegraben⁴⁾. Vom letztern Gebrauche soll die Benennung *Buchstabe* herrühren. Die Gestalt der Runenbuchstaben ist deutlich auf den alten steinernen Denkmälern, deren man in Schweden, Dänemark und andern nordischen Ländern viele antrifft, aufbewahrt, und zwar findet man sie größtentheils auf alten Leichensteinen. Obin führte die Gewohnheit ein, großen Männern zum Andenken Steine zu errichten, welche beschrieben wurden⁵⁾. Die Gewohnheit, beschriebene Leichensteine zu setzen, dauerte nach der Einführung

¹⁾ Olaus Wormius de litteratura danica.

²⁾ Ibidem.

³⁾ Jornandes de rebus geticis.

⁴⁾ Allgem. Welthist. 32. Thl. S. 338.

⁵⁾ Allgem. Welthist. 31. Thl., S. 572.

des Christenthums fort, und, wie bekannt ist, noch bis zu unserer Zeit. Die Schriftzüge der Runen sind nicht überall sich ganz gleich, sondern sehr verschieden. Einige Runen bestehen nur aus einfachen Strichen, andere sind zusammengesetzter, so daß ihre Gestalt sich den griechischen und lateinischen Buchstaben nähert (Tab. III). Beide Arten trifft man in Schweden an. Die letztere Art findet man in dem eigentlichen Schweden auf den alten Runensteinen häufig, sowie auch in andern benachbarten nordischen Ländern, und man nennt solche die *g e m e i n e* Runenschrift. Die erstere Art aber findet man nur auf den Steinen im *H e l s i n g e l a n d*, welches vormalz die *Quenen*, ein uraltes Volk, das von den Gothen vertrieben wurde, bewohnten*). Man nennt diese Schrift *h e l s i n g s c h e* Runen. Sie bestehen nur aus einfachen Strichen und Punkten, welche von ihrer verschiedenen Lage zwischen den Furchenlinien größtentheils die Bedeutung erhalten. Sie sind ohne Zweifel, wo nicht die ursprünglichsten, doch die ältesten Runen. Es ist ja sehr natürlich, daß man aus der Einfachheit derselben auf ein höheres Alter schließe: denn den Buchstaben erging es so, wie andern Erfindungen, welche nur nach und nach eine größere Vollkommenheit erhalten. Die Runenbuchstaben haben ohnehin auch in späteren Zeiten manche Veränderung ihrer Gestalt erlitten. Es gibt sogar einige Runenschriften, welche man nicht entziffern kann, obgleich sie aus einem jüngern Zeitalter als die gemeinen Runen sind.

LXXXVII.

Man machte ehemals von der Runenschrift einen doppelten Gebrauch. Einem Theils nutzte man sie als ordentliche Schrift, um für die Nachwelt Nachrichten aufzubewahren, welche entweder einzelne Personen oder öffentliche Sachen betrafen, oder auch dem noch Lebenden seinen Willen mitzutheilen. Andern Theils gebrauchte man sie als ein mystisches oder magisches Mittel, d. h. zur Zauberei. Schon Odin soll in seinem Leben vermittlest der Runen allerlei bewunderungswürdige Künste und Thaten verrichtet und die Anwendung derselben den Priestern gezeigt haben, welche die Zauberkunst fortpflanzten**). Bekanntlich waren die Germanen und andere nordische Völker dem

*) Ibidem S. 48.

**) Wormius de litteratura danica.

Überglauben sehr ergeben, deswegen unterschied man die Runen in *Alfrunas* oder *Swarirunas*, d. h. Zauberrunen, deren Bedeutung und Anwendung geheim war; und in *Malrunas* oder *Logorunas*, welche zur gemeinen Schrift dienten¹⁾. Die Notizen, mit welchen, nach dem Berichte des Tacitus, die Deutschen die Zweige der heiligen Bäume bezeichneten, um daraus zu weissagen, scheinen Alfrunen gewesen zu sein.

LXXXVIII.

In einigen Büchern findet man Runenalphabete abgebildet. Die meisten derselben, ja fast alle, z. B. im Breithaupt²⁾, Schedius³⁾ u. s. w. sind eigentlich nicht altrunische, sondern neuere gothische Alphabete. Auch das Markmannische Alphabet des Grabanus Maurus und Wolfgangs Pazius, imgleichen das Angelsächsisches, welche in der allgemeinen Welthistorie⁴⁾ mitgetheilt werden, sind nicht altrunisch, obgleich sie davon abstammen. Gesner gibt auf einer besonderen Tafel des Eduardus Bernardus sechs alte Alphabete, worunter ein gothisches nach Alfils' Erfindung vom Jahre 388, und ein runisches aus dem Gothischen vom Jahre 400 ist. Im letztern kommen einige Buchstaben vor, welche auf dem Ruhenthalischen Steine, ungeachtet der Verstümmelung, kenntlich scheinen, z. B. das Gnesol, Lagur, Sol u. s. w. Besonders sind in der Allgemeinen Welthistorie⁵⁾ als Vignette 3 Runenalphabete angebracht, nämlich ein spanisches, gemeines und helsingisches, welche jedes nur aus 16 Buchstaben bestehen, nämlich aus f. n. th. o. r. k. h. n. i. h. s. t. b. l. m. r. final. Das helsingische, welches der Professor Magnus Celsius zuerst aus den Runensteinen des Helsingelands entziffert hat⁶⁾, ist das einfachste und folglich nach aller Wahrscheinlichkeit das älteste. Die Ruhenthalische Steinschrift hat damit

¹⁾ Allgem. Welthist., 32. Thl., S. 326.

²⁾ Ibidem. S. 338; Breithaupt *Ars deciferatoria* § 9.

³⁾ Ibidem.

⁴⁾ Schedius de Diis German. pag. 445.

⁵⁾ 31. Thl., S. 595.

⁶⁾ Ibidem S. 487.

die auffallendste Gleichheit in Gestalt und Einfachheit der Charakteren und der Lage derselben zwischen den Furchen oder Linien. Manche dieser Buchstaben, z. B. das m, n und r stehen aber in einer umgekehrten Lage, wenn man sie mit den Buchstaben des helsingischen Alphabets vergleicht. Vermuthlich ist jene umgekehrte Lage die ursprünglich richtige. Denn wenn man zugleich den oben schon angeführten Umstand erwäget, daß einige Charakteren tief, andere flach eingehauen sind, welches sicherlich nicht ohne Bedeutung ist und eine sehr natürliche Simplicität des Schreibens anzeigt: so kommt man in Versuchung, zu glauben, daß die Ruhenthalschen Urnen älter als die Helsingischen sind. Damit würde dann auch bestätigt, daß die eigentlichen Germanen die Runenbuchstaben eher als die Schweden, Dänen und andere nordischen Völker gekannt hatten; besonders wenn es wahr wäre, daß letztere den Gebrauch der Runen erst vom Odin gelernt und dieser selbst sie von den Scythen bekommen haben sollte: denn die Deutschen als Abkömmlinge der Scythen konnten sie von diesen gleichsam aus der ersten Hand und früher als Odin erhalten, und wahrscheinlich haben sie die erste und ursprüngliche Gestalt derselben beibehalten. **Die Ruhenthalsche Runenschrift wäre also als die älteste und bisher einzige bekannte in ihrer Art und als ein äußerst wichtiges Denkmal anzusehen.**

LXXXIX.

Daß es möglich sein sollte, den Sinn dieser Schrift vollkommen herauszubringen, glaube ich nicht. Ich habe sie so genau, als menschenmöglich ist, kopirt, und theile sie in (Tabelle I) Holz geschnitten mit*). Dieser Holzschnitt zeigt sich verkleinert. Zwar erscheinen fast alle Buchstaben als bloße Kreise; dieses rührt aber daher, theils wegen der anfänglichen äußerst rohen Einhauung und Bearbeitung derselben, theils weil wegen des hohen Alters die Ränder und Ecken der Buchstaben abgestoßen

*) Anmerkung des Herausgebers. Da die Zeichen des Kortumschen Holzschnittes selbst weiß, der Grund des Steins aber braun dargestellt ist, so habe ich die Nachzeichnung der Natürlichkeit entsprechend umgeändert, sodaß der Grund jetzt weiß und die Zeichen und Linien schwarz dargestellt sind.

sind*). Eben dies macht die Bedeutung derselben unkenntlich. Wäre eine feinere und härtere Steinart, etwa Marmor, worin die Buchstaben deutlicher hätten eingetragen werden können, zum Denkmal gewählt, oder wären diese anfänglich reiner gebildet und unverletzt geblieben: so würde es jedem Kenner der Runenschrift durch Vergleichung mit dem alten Runenalphabete, besonders dem mehrerwähnten helsingischen, leicht sein, diese Schrift zu lesen. Nun aber scheinen fast alle Charakteren sich ähnlich und ihre genaue Bedeutung wird ewig ein Räthsel bleiben, wenn nicht etwa bei fortgesetzter Untersuchung der Gräbstätten im Ruhenthale sich mehrere solcher Steinschriften, welche deutlicher sind, finden lassen. Mit aller angewandten Mühe und meiner Kenntniß der Entzifferungskunst, von welcher letztern ich durch meine im Jahre 1782 herausgegebenen und mit Beifall aufgenommenen Anfangsgründe der Entzifferungskunst den Beweis dargelegt habe, habe ich doch hier keinen vernünftigen und zusammenhängenden Sinn herausbringen können, und die verdorbenen Charakteren aus bloßer Vermuthung zu ergänzen, wollte und durfte ich nicht.

LXXXX.

B e s c h l u ß.

Wenn man alle genugsam beschriebenen Umstände, welche die Ruhenthalsche Grabstätte betreffen, und alles, was darin gefunden ist, miteinander vergleicht, so wird sich nunmehr mit größter, an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Alter derselben bestimmen lassen. Sie muß entweder noch vor, oder bald nach Christi Geburt angelegt sein. Älter als die Zeit

*) Anmerkung des Herausgebers. Dieser Ansicht kann ich mit Rabe nicht beistimmen. Eine Beschädigung der Zeichen hätte nur vor der Einsenkung des Steines in das Grab stattfinden können, und das darf wohl nicht angenommen werden, oder aber die Beschädigung wäre bei Auffindung des Steines geschehen. Wäre dies letztere der Fall, so hätte Kortum die fraglichen Beschädigungen nicht auf Rechnung des hohen Alters gesetzt. Da nun aber eine Beschädigung des Steines während der Zeit, wo er im Grabe lag, selbstverständlich ausgeschlossen ist, so sind wir gezwungen, den Stein als unbeschädigt gelten zu lassen, und für die Roheit der Zeichen können wir nur das Material, das jedenfalls leicht splitterte, und den Bearbeiter verantwortlich machen.

Karls des Großen und des von demselben hier eingeführten Christenthums und gegebenen Verbotes, die Leichen zu verbrennen, ist sie gewiß. Die darin befindlich gewesenen Pferdeknochen und eisernen Waffenreste zeugen ferner, daß sie uralt sei, weil alles der Beschreibung entspricht, welche Tacitus und Julius Caesar von den Begräbnissen der Germanen und Gallier mitgetheilt haben. Aus der Einfachheit der darin gefundenen Sachen läßt sich auch schließen, daß sie vor Odins Zeit, nämlich vor dem 3. Jahrhundert angelegt sei; denn Odin verlangte ausdrücklich, daß man den Leichen viele Kostbarkeiten nach Vermögen mitgeben sollte. Diese finden sich aber in diesem Grabe eigentlich nicht; sie würden aber doch gefunden sein, weil zur Zeit Odins die vorher an Kostbarkeiten armen Germanen schon mehr Verkehr mit andern Nationen hatten, von denen sie dergleichen bekommen konnten. Hierzu noch die gefundene Runenschrift, deren Buchstaben älter als die sehr alten Helsingischen und andere in Schweden, Dänemark und andern nordischen Ländern gefundenen Runenschriften sind.

Dr. R. A. Kortum hat seiner vorstehenden Schrift zwei Runenalphabete in Holzschnitt angehängt. Da dieselben unvollständig und nicht übersichtlich dargestellt sind, so habe ich zwei Tabellen über die bekanntesten Runenalphabete hier beigelegt. Das nachstehende Gedicht begleitet das Runenalphabet Tabelle IV als Kommentar, indem es von dem Namen eines jeden Buchstaben eine poetische Umschreibung gibt. Mir scheint der Geist der alten Dichtung darin zu leben, und ich stehe nicht an, es den ältesten, welche die angelsächsische Literatur aufbewahrt hat, an die Seite zu stellen, so daß es nicht bloß in Beziehung auf die Runen, sondern auch seines unabhängigen Werthes wegen der Betrachtung vollkommen werth ist. Kenner der eddischen Lieder werden eine gewisse Verwandtschaft damit finden: jene eigenthümliche Anschauung einzelner Naturzustände, und den reichen, oft großartigen Eindruck, der sich in mannigfachen Wendungen und immer von neuem anhebenden Bildern gefällt.
